

JACOB, Felix

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 39M/67	Best. ED 106/84
Rep. fo	Kat. fo

Am 4. 1. 53

Herrn Kammerer Hannover

Besten Dank für Ihre Karte. Natürlich werde ich mein Versprechen halten, mir die ich immer so schwer in Arbeit.

Manz auch die Plappan durchsehen, wo sich alles befindet. Morgen komme ich ins Klee, wo sich alles herüber rücken kann.

Jestern bekam ich die Anzeige, dass Hans - Rudolf Oehlberg, der jetzige Direktor der Geologischen Museen war, im 57. Lebensjahr nach langer Krankheit gestorben ist.

Wieder eines aus unserem Jaz. Ob ich sagen kann: „eigene Rechte“? Das weiß ich doch nicht so genau. Oehlberg war zwar politischer Gefangener und hatte, ja unseres Jaz in Brandenburg, die Nazis sehr, hatte auch einen unheimlichen Drang, wieder in seine alte Wahlheimat Teon, wo er angeblich Besitz hatte, zurück zu kommen. Wir sprachen „Wimm“ viel von Teon, er gab mir Bücher darüber (denn wir lebten uns in der Dächerei kennen)

(wo er Bücherei - Kalfaktor war). Ich sollte  
sogar mit hinüber gehen. - Als es aber dann  
in Berlin aufhörte und sich ins Auswärtige  
Lager begab, klappete irgend etwas nicht. Schein-  
bar war er „heimgekehrt ins Park“, um dann  
die fürchterlichste Pleite seines Lebens zu haben.  
Nach kurzer Zeit konnte er seine Familie schon  
nicht mehr führen und machte sich unbeliebt  
- soweit wenigstens seine eigenen Vorstellungen.  
Ich sage „scheinbar heimgekehrt“, da er mir be-  
hauptete, er sei nach dem Weltkrieg gekommen,  
um sich von seiner Frau scheiden zu lassen, die  
nicht mit in Japan lebte, sondern in Deutschland.  
Die Scheidung ist auch später (nach 45) aus-  
gesprachen worden und er konnte dann wieder  
heiraten. Allerdings nicht seine „Mamma“  
Jouben in Japan, sondern eine deutsche Mädchen.  
Ich schwerte das nicht etwa aus Klatschmütze,  
sondern um ein Bild zu geben. Ich habe ihn  
ganz gehabt und im Grunde seines Herzens ist  
er kein Mensch gewesen, der ja! Nazi hätte sein  
können. Er liebte die Freiheit. Solche Menschen  
habe ich immer gern. Ende Jahr 1953!!  
Bis bald! Beste Grüße Jacob

11. Januar 1953

Herrn  
Professor Felix Jacob  
Berlin - Dahlem  
Breitenbachplatz 12

Lieber Kamerad Jacob!

Hab Dank für Deinen Brief vom 4. Januar. Die ihm beigelegte Todesanzeige hat mich nicht wenig erschüttert, denn gerade Oehlhey hat mich bei meiner Arbeit in Brandenburg verständnisvoll unterstützt. So geht Einer nach dem Andern dahin, jeder hat doch einen Knacks mitgekriegt. Wenn dann noch kaum einer von uns übriggeblieben ist, werden die unbelehrbaren Nazis wieder auftauchen und uns als Schwindler und Lügner hinstellen. Eben deshalb lässt es mir auch keine Ruhe, die Kameraden von ehedem immer wieder zu beschwören, ihre Erinnerungen zu fixieren, damit wir glaubwürdige Dokumente hinterlassen können. Als ich dieser Tage Gustav Dahrendorf wieder einmal besuchte, habe ich ihm den Tod von Oehlhey mitgeteilt, wie ich auch Dr. Emil Mertens benachrichtigt habe.

Sehr willkommen waren mir Deine Aufschlüsse über Oehlhey; sie bestätigten das, was mir auch von anderer Seite her schon mitgeteilt worden war.

Du wirst Dir ungefähr ausmalen können, wie schwierig die Aufgaben sind, die ich noch übernommen habe, denn beinahe alle Quellen sind verschüttet, aus denen man hätte schöpfen können. Ein grosses Unglück war es natürlich, dass Fritz Lange mich von meinem reichen Material weggebissen hat. Immerhin habe ich einige Lücken schon wieder schliessen können. Es freut mich, dass ich auch noch mit Deiner Unterstützung rechnen darf. Wenn Du das für <sup>nicht</sup> Bestimmte schon recht bald raussuchen könntest, wäre ich Dir dafür besonders dankbar.

11. Januar 1953

Du weisst ja, dass ich noch beizeiten aus den Wänden der Todeszellen im sog. Kammkasten letzte Not- schreie der Todeskandidaten kaligraphisch genau festge- halten habe. Es sind ungefähr 50 - 60 Inschriften gewesen, die damals in der Ausstellung fotografirt worden sind und mir auch heute noch in einer kleinen aber scharfen Fotografie zur Verfügung stehen. In dieser Woche soll ich nun damit einen ganzseitigen Beitrag gestalten für die Sondernummer "Machtergreifung vom "Parlament", welche am 30. Januar erscheinen soll. Auch bei Günther Weisenborns Buch habe ich meine Hand stark im Spiel gehabt; Ende Januar soll es im Rowohlt-Verlag erscheinen, der sich leider den unglücklichen (weil verniedlichenden) Titel "Der lautlose Aufstand" nicht hat abhandeln lassen. Wenn auch 80% meines Materials unter den Tisch fallen musste, so wirst Du doch Brandenburg diesen Buch vorzugsweise in Brandenburg berücksichtigen.

In alter kameradschaftlicher Verbundenheit

verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

Dein

Uns als Schwabier und Läger hinstellen. Eben deshalb lässt es mir auch keine Ruhe, die Kameraden von ehedem immer wieder zu beschwören, ihre Erinnerungen zu fixieren, damit wir glaubwürdige Dokumente hinterlassen können. Als ich dieser Tage Gustav Dahrendorf wieder einmal besuchte, habe ich ihm den Tod von Oehley mitgeteilt, wie ich auch Dr. Emil Mertens benachrichtigt habe.

Sehr willkommen waren mir Deine Aufschlüsse über Oehley; sie bestätigten das, was mir auch von anderer Seite her schon mitgeteilt worden war.

Du wirst Dir ungefähr sammeln können, wie schwierig die Aufgaben sind, die ich noch übernommen habe, denn beinahe alle Quellen sind verschüttet, aus denen man hätte schöpfen können. Ein grosses Unglück war es natürlich, dass Fritz Lange mich von meinem reichen Material weg- lassen hat. Immerhin habe ich einige Lücken schon wieder schliessen können. Es freut mich, dass ich auch noch mit Deiner Unterstützung rechnen darf. Wenn Du das für be- stimmte schon recht bald versuchen könntest, wäre ich Dir dafür besonders dankbar.

ED-106-84-4

JACOB, Helmut

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Berlin, d. 14.8.1956.

Sehr geehrter Herr Hammer !

Nach jahrelangem Schweigen ist es nun endlich unserem Vati gelungen, Ihre Adresse zu bekommen. Deshalb möchten ich, sowie meine Frau, wieder mit Ihnen die Verbindung aufnehmen. Unseren Weg nach Ihrem Fortgang werden Sie ja bereits durch Vati geschildert bekommen haben. Wir haben es nicht leicht gehabt. Am 6. Dezember 1955 habe ich geheiratet und geht es uns den Verhältnissen entsprechend gut. Ich werde Ihnen jetzt kurz unseren Weg, den wir beide gegangen sind, schildern. Weihnachten 1952 haben wir uns verlobt. Wir waren beide sehr glücklich. Ich hatte eine einigermaßen gute Stellung, und meine Frau war im Buchvertrieb des Verlags "Junge Welt" mit monatlich 300.-- DM angestellt. Aber es wird ja dafür gesorgt, dass die Bäume nicht zu hoch in den Himmel wachsen. Es kam der 17. Juni. Ich marschierte mit unseren Bauarbeitern von unserem Betrieb (VEB Ausbau) über die Stalin - Allée zum Alex usw. Bald wurden wir von unseren Freunden mit ihren Friedenspanzern und Gewehren, woraus ja bekanntlich Friedenstauben fliegen, auseinander-gesprengt. Wir machten, dass wir in Sicherheit kamen. Als ich abends nach Hause kam staunte ich, dass meine Frau und noch eine Kollegin von ihr aus Brandenburg, zu uns gekommen waren. Beide hatten angst und waren sich über die Tragweite Ihrer Flucht aus Brandenburg nicht bewusst, was es für sie bedeuten könnte. Ich brachte sie auf Umwegen nach Brd'bg. zurück. Hier sahen wir die Bescherung. Ihr Laden war schwer beschädigt worden. Die Bücher lagen durch die halbe Stadt verstreut. Am 18. wurden beide fristlos entlassen. Jetzt versuchten wir beim Arbeitsgericht in Berlin Einspruch zu erheben, aber der Erfolg war gleich Null. Durch Ihre fristlose Entlassung bekam nun meine Frau keine Arbeit mehr in einem VEB-Betrieb. Sie fing dann im Oktober bei einem privaten Betrieb mit 180.-- DM Gehalt zu arbeiten an. Das Arbeitsgericht wollte nun auf dumme Art und Weise das Schreiben, worin die fristlose Entlassung ausgesprochen war, zurückhaben. Aber angeblich hatten wir es verloren. Es ist bei uns aber in guter Verwahrung. Nun versuchten meine Eltern auf reellem Wege nach Berlin zu bekommen. Aber es scheiterte an den Aufnahmebestimmungen. Ich selbst wechselte schnellstens den Betrieb und bin nun schon drei Jahre bei der Deutschen Reichsbahn,

Baubetrieb Berlin als Debitoren - Buchhalter tätig. Nun sitze ich fest und habe keine Aussicht weiter zu kommen, da ich mich nicht politisch und gesellschaftlich betätige. Nach dem Fortgang von Vati haben wir dann geheiratet und geschafft, dass meine Frau hier arbeiten und leben kann. Anschaffungen an Möbeln können wir kaum machen, da das Geld gerade so zum Leben reicht. Aussicht auf eine eigene Wohnung haben wir auch noch nicht, da ja unsere 5. Besatzungsmacht, die Sachsen, mehr Rechte in Berlin haben als wir Berliner. So, nun habe ich Sie mit unseren Dingen genug belästigt und mir mein Herz erleichtert. Sie werden ja wohl nur solche Briefe bekommen wie meiner ist, und deshalb will ich nun damit Schluss machen. Dem Brief lege ich noch zwei Bilder von unserer Hochzeit bei, und hoffe Ihnen damit eine Freude zu bereiten. Über meine Gesundheit kann ich nur berichten, dass ich meinen rechten Arm, der doch mit Phosphor verbrannt ist, noch habe und eine Armstütze habe. Dadurch kann ich noch sehr gut arbeiten. So, nun komme ich langsam zum Schluss. Wir hoffen, dass Sie diesen Brief bei voller Gesundheit erhalten und verbleiben mit den herzlichsten Grüßen

Helmut Jacob  
u. Frau Charlotte

NB. Dieser Brief wurde in Westberlin der Post anvertraut. Ich bitte Sie deshalb, wenn Sie mir antworten, den Brief nach meinem Vati zu schicken, damit wir hier keine Schwierigkeiten haben. Denn seit Vatis Weggang stehen wir nämlich unter Kontrolle der Stasi.

S.O

*Sie finde den Brief sehr als Anzeichen, da wir die Bilder nun schon fasten, auch sehr viele Grüße von Helmut Jacob*

Institut für Zeitgeschichte

14. Sept. 1956

ARCHIV

der als Oberbürgermeister für mehrere Jahre in Brandenburg  
wurde ein Schreckensregiment führte, in ständig zunehmender  
dem Mann schrittweise und oft an den Rand der Verweir-  
lung gebracht wurde aus und ist meine Wissens-  
nach länger in Brandenburg geblieben, als ich selber mich  
dort halten konnte.

Wahrheitsgemässe Erklärung

Zuvor meine Personalien:

Walter Hammer, von Beruf Schriftsteller, geb. 24.5.1888  
in Elberfeld, im Frühjahr 1933 für 6 Wochen in Schutz-  
haft (SA-Kaserne Pirna und KZ "Mathildenschlösschen" in  
Dresden). Kurz vor Weihnachten 1933 in die Emigration  
getrieben, August 1940 in Kopenhagen verhaftet und in  
das Reichssicherheitshauptamt nach Berlin geholt. Nach  
über 30 Verhören für 2 Jahre KZ Sachsenhausen, dann vom  
Kammergericht wegen VZH zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt.  
Am 27. April 1945 aus dem Zuchthaus befreit, doch nach  
14 Tagen notgedrungen in das Zuchthaus-Hospital zurückge-  
kehrt. Nach meiner Entlassung aus der Krankenhaus-Behand-  
lung baute ich im Hause der Handelskammer in Branden-  
burg Archiv und Museum auf. Im Februar 1950 erschien der  
ehemalige Oberbürgermeister Fritz Langen aus Berlin mit  
einigen 12-15 weiteren Prominenten Kommunisten und ver-  
anlasste, daß meine Büros und die Museumssäle versiegelt  
wurden. Ich blieb mir nichts anderes zu tun übrig, als  
tags darauf alles im Stich zu lassen und nach West Berlin  
zu fliehen. Wenige Wochen darauf begann ich in Hamburg  
aus dem Nichts heraus ein neues Forschungsinstitut zu  
etablieren, welches mittlerweile als "Archiv Walter  
Hammer" bekannt geworden ist. Im Rundfunk, in der Presse  
und auch in Buchform habe ich inzwischen über meine  
spezielle Forschung laufend berichtet. Um einen Maßstab  
für die Glaubwürdigkeit meiner Aussage zu bieten, will  
ich noch erwähnen, daß im Mai 1953 Bundespräsident Prof.  
Heuss mir für meine Forschungsarbeit das Bundesverdienst-  
kreuz Erster Klasse verliehen hat.  
Dies zu meiner Legitimation und zu besserem Verständnis  
voran geschickt, will ich aus meiner inzwischen stark  
verblassten Erinnerung an die ca. 5 Jahre in Brandenburg  
folgendes festhalten:

Vater von  
Jacob, Helmut

Herr August Jacob hat die zum Teil sterbenskrank im  
Zuchthaus-Hospital zurückgebliebenen mehr als hundert  
befreiten Gefangenen ganz bevorzugt mit Lebensmitteln  
versorgt, die er dank seiner guten Beziehungen von den  
Landwirten nach Brandenburg holte. Als die Gefangenen  
später ins Stadtkrankenhaus verlegt wurden, setzte er  
diese Fürsorge fort. Auch für die notleidende Bevölke-  
rung der Stadt Brandenburg hat er sich damals vorbild-  
lich eingesetzt. Erinnerung ich mich recht, dann ist er  
1945 auch Bürgermeister oder Stadtrat geworden, als  
welcher er Tag und Nacht bemüht war, Notstände zu besei-  
tigen.

Bis zum Februar 1950 blieb ich mit Herrn Jacob in Ver-  
bindung, der von dem 1946 oder 47 auftauchenden Fritz  
Lange, dem jetzigen Unterrichtsminister der Ostzone,

Institut

der als Oberbürgermeister für mehrere Jahre in Brandenburg ein Schreckensregiment führte, in ständig zunehmenden Masse schikaniert und oft an den Rand der Verzweiflung getrieben. Er hielt aber aus und ist meines Wissens noch länger in Brandenburg geblieben, als ich selbst mich dort halten konnte.

Zu berücksichtigen ist zu richtiger Einschätzung der Situation, daß die Stadt Brandenburg eine alte sozialdemokratische Hochburg gewesen ist und wahrscheinlich auch geblieben ist. Man kann wohl schätzen, daß eine Mehrheit der Bevölkerung mit der SPD hielt und die Kommunisten kaum mehr als 10% der Bevölkerung hinter sich bringen konnten. Vor allem fehlten den Kommunisten die Köpfe, weshalb sie dem russischen Stadtkommandanten keine Leute vorschlagen konnten, welche das damalige Chaos zu beseitigen im Stande waren. Herr Jacob genoss großes Vertrauen, wie auch andere Sozialdemokraten, die in Wirtschaft und Verwaltung Erfahrung hatten, damals das Feld beherrschten. Das wurde bald anders, als Fritz Lange auftrug, die SPD von den Kommunisten überrumpelt und über Nacht von der neuen SED aufgelöst wurde. Bald darauf verließen die Sozialdemokraten die Stadt, deren Namen ich leider nicht mehr in der Erinnerung habe. Als ich im Februar 1950 aus Brandenburg fliehen mußte, waren dort nur noch wenige Prominente und leitende Funktionäre der Sozialdemokratie übrig geblieben. Aus zuverlässigen Quellen würde mir zwischen 1950 und heute berichtet, daß nach und nach alle Sozialdemokraten, die nicht zu Kreuz gekrochen waren, beseitigt worden sind. Um einen Maßstab für die Forschung laufend berichtet. Was speziell Herr August Jacob anlangt, hat er auf schwerem Posten erstaunlich lange ausgehalten. Durch seine Tapferkeit und seine Hilfsbereitschaft hat er sich in Brandenburg sehr verdient gemacht. Ich erinnere mich nicht, Nachteiliges über ihn gehört zu haben, wenn auch der Zeit und auch das üble Denunziantentum jener Zeit nicht loslassen dürfen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir weitere Gewährleute noch gehört werden, wäre ich bereit, einige Adressen zur Verfügung zu stellen.

Herr August Jacob hat die zum Teil über den Kreis hinausgehenden Beziehungen mehr als hundert Jahren lang in der Stadt Brandenburg gepflegt. Er hat die Beziehungen zu den Gefangenen in Brandenburg gepflegt. Als die Gefangenen später ins Städtische Krankenhaus verlegt wurden, setzte er diese Tätigkeit fort. Auch für die notleidende Bevölkerung der Stadt Brandenburg hat er sich damals vorbildhaft eingesetzt. Ich erinnere mich sehr wohl, daß er 1945 auch Bürgermeister oder Stadtrat geworden, als welcher er Tag und Nacht bemüht war, Notstände zu beseitigen. Bis zum Februar 1950 blieb ich mit Herrn Jacob in Verbindung, der von dem 1946 über 47 entlassenen Fritz Lange, dem jetzigen Unterrichtsminister der Ostzone,

Vater von Jacob, Helmut

(Walter Hammer)



JEHN, Max

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Der Untersuchungsrichter  
beim Landgericht Bielefeld  
VU 6/59

Bielefeld, den 17. Juli 1959

Herrn  
Walter Hammer

in Hamburg 39  
Veerstücken 9

Sehr geehrter Herr Hammer!

In der Voruntersuchungssache gegen Hedda Pondorf  
wegen Beihilfe zum Totschlag u.a.

habe ich erfahren, daß Sie während des letzten Krieges  
lange Zeit als Häftling im Zuchthaus Brandenburg-Görden  
gewesen sind. Dort hat sich auch der Kaufmann Max Jehn  
aus Gössnitz bei Altenburg (Thüringen) befunden. Er ist  
am 16.1.1945 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt wor-  
den, weil er im Sommer 1944 gegenüber der Angeschuldigten  
Pondorf geäußert hatte, Hitler sei der größte Verbrecher  
und Mörder. Jehn ist am 20. April 1945 im Zuchthaus  
Brandenburg-Görden hingerichtet worden. Im vorliegenden  
Verfahren kommt es entscheidend darauf an, auf welche  
Weise die Gestapo von der Äusserung Jehns Kenntnis erlangt  
hat. Insbesondere ist es von Bedeutung, ob Frau Pondorf  
Jehn angezeigt oder ob sie seinen Namen nur unter dem  
Druck einer Vernehmung durch die Gestapo preisgegeben  
hat. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir umgehend  
mitteilen würden, ob Sie etwas über den Fall Jehn sagen  
können, insbesondere, ob Ihnen Jehn etwas über seine Ver-  
haftung und das nachfolgende Verfahren erzählt hat. Können  
Sie mir Anschriften <sup>von Personen</sup> angeben, die möglicherweise in dieser  
Hinsicht eine Aussage machen können.

Hochachtungsvoll  
gez. Dr. Sundermann, Landgerichtsrat



Beglaubigt  
*Königensack*  
Justizassistent

28. Juli 1959

An den

Herrn Untersuchungsrichter beim Landgericht

Bielefeld

Detmolderstr. 1

Sehr geehrter Herr Landgerichtsrat Dr. Sundermann!

Nehmen Sie bitte heute fürlieb mit wenigen Worten zur Sache VII-6/59. Notgedrungen muß ich mich knapp fassen, da ich einen Schlaganfall erlitt, der mir beinahe meine ganze Schaffenskraft raubte.

Im übrigen aber darf ich mir vorweg die Bemerkung erlauben, daß Sie bei mir an die richtige Adresse geraten sind, gelte ich doch als der Chronist des Zuchthauses Brandenburg, der die schwierige Materie so einigermaßen beherrscht.

Mir ist bekannt, daß der Thüringer Max Jehn zu den 27 Unglücklichen gehört hat, die noch zur Feier von "Führers"-Geburtstag am 20. April 1945 in der Mordgarage unter das Fallbeil geworfen wurden. Der Achtundzwanzigste wurde erschossen; Es war Dr. Max Dräger, Oberlandesgerichtspräsident von Königsberg (Der Generalstaatsanwalt hätte gleich ihm sein Leben opfern müssen, wenn er nicht vorgezogen hätte, dem Henker zuvorzukommen).

Doch nun zum Fall Jehn, der mir sehr wohl bekannt ist. Erinnerung ich mich recht, dann hatte ich 1945 oder 1946 in Brandenburg auch Besuch von der Witwe, die mir wohl auch ein Bild ihres Gatten für das Museum anvertraut hatte. Ich habe hierüber in meinem Archiv mancherlei Notizen, doch fehlt mir im

28. Juli 1952

Augenblick die Kraft, diese herauszusuchen, zumal meine Mitarbeiter gegenwärtig erkrankt oder in Urlaub sind. So muß ich Sie bitten, sich noch einige zwei bis drei Wochen zu gedulden.

Gesprochen habe ich mit Herrn Jehn nicht, wohl aber hörte ich im Nebenraum ganz deutlich das Wirken des Vollstreckungsleiters, des Ersten Staatsanwalts Kurt Jaager. Es wird überhaupt schwer fallen, noch Jemanden aufzutreiben, der mit Herrn Jehn noch hat sprechen können. Wie Sie wissen, saßen die Todeskandidaten, Tag und Nacht gefesselt einsam in ihren Zellen. (Jene 28 aber waren am 20. April bereits entfesselt und glaubten sich gerettet!) Jedoch halte ich es für nicht ausgeschlossen, daß ein mir befreundeter Arzt, der eigentlich auch am 20. April sterben sollte, doch davon kam, weil seine Akten beim Volksgericht in Potsdam nicht zu finden waren, mit Herrn Jehn hat sprechen können. Es handelt sich um den Chirurgen Dr. med. Emil Mertens, der gegenwärtig verreist ist, den ich aber bald nach seiner Rückkehr telefonisch werde sprechen können. Auf jeden Fall werde ich Sie dann so schnell wie möglich vom Ergebnis unseres Gespräches in Kenntnis setzen.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Ihr ergebener

Dr. Max Brüger, Oberlandesgerichtspräsident von Königsberg (Der Generalstaatsanwalt hätte gleich ihm sein Leben opfern müssen, wenn er nicht vorgezogen hätte, dem Henker zuzukommen).

Doch zum Fall Jehn, der mir sehr wohl bekannt ist. Erinnere ich mich recht, dann hatte ich 1945 oder 1946 in Brandenburg einen Besuch von der Witwe, die mir wohl auch ein Bild ihres Gatten für das Museum anvertraut hatte. Ich habe hierüber in meinem Archivs manchmal Notizen, doch fehlt mir im

ED-106-84-11

JUNG, Alfred

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ED-106-84-12

Ich bin die Hinterbliebene eines hingerichteten Antifaschisten. Mein Mann, Alfred Jung, geb. am 13.6.08 zu Berlin, war seit seiner frühesten Jugend ein Antifaschist. Wegen seiner politischen Gesinnung wurde er schon in der Zeit von 1933 - 39 mehrmals verhaftet, aber immer wieder freigelassen. Am 5.5.40 wurde mein Mann zur Wehrmacht eingezogen, er kam als Sanitäter in einem Gefangenenlager nach Fürstenberg a./Oder. Die Leiden und all die Not, die mein Mann nun sah, konnte er nicht mit ansehen, und wenn es irgend ging, verschaffte er seinen Gefangenen, die ihm zugeteilt waren, Erleichterungen, und liess ihnen manches Gute zukommen, was natürlich streng untersagt war. Als im Jahre 1941 die ersten Russen im Lager eintrafen, war es für meinen Mann doppelt schwer, die vorgeschriebenen Order zu befolgen, Schläge mit der Reitpeitsche sollte nun die Tagesordnung sein. Er sollte nun Menschen, die ihm nichts getan hatten, verprügeln, das tat er nicht, im Gegenteil, er behandelte sie als Mensch. Natürlich blieb es den Vorgesetzten nicht verborgen, daß mein Mann die Gefangenen gut behandelte. Bei dem geringsten Anlass mußte mein Mann stets zum Gerichtsoffizier kommen und eine Verwarnung nach der andern war die Folge. Durch Dienstreisen war mein Mann des öfteren in Berlin, war hier mit bewährten Antifaschisten zusammengetreten, kämpfte mit denen illegal gegen den Faschismus. Der engste Mitarbeiter meines Mannes war der Antifaschist Harry Harder, zuletzt wohnhaft: Berlin O 34, Posener Straße 30. Sie waren beide, Harry Harder und mein Mann, Mitarbeiter der Anton Saefkow Gruppe. Bei einem Kontrollgang, den die Gestapo des öfteren im Gefangenenlager machte, fanden sie Beweismaterial, daß mein Mann illegal als Antifaschist gegen den Faschismus kämpfte. Am 29.7.44 wurde mein Mann verhaftet, am 31.10.44 wegen Vorbereitung zum Hochverrat vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, am 4.12.44 in Brandenburg a./Havel hingerichtet.

Frau Johanna Jung geb. Bernstein  
Bln. Rkdf. Ost  
Brienzerstr. 3.

-----

EP-106-8473

JUNGES, M. J.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

M. J. Junges

Berlin-Charlottenburg 9, ~~Karl-Liebknecht-Str. 98~~ Württemberg Allee 10c

Fernruf ~~94 13 64~~ 94 0210

a 15.6.55

Herrn Walter H a m m e r,  
H a m b u r g 39  
Veerstücken 9

Lieber Walter !

Auf grossen Umwegen hat mich Dein Schreiben vom 1. Juni 54 erreicht, das noch nach Berlin-Charlottenburg, Kaiser Friedrichstr. 12, gegangen ist.- In der Kaiser Friedrichstrasse wohne ich bereits seit 4 Jahren nicht mehr. Unsere Berliner Post ist doch findig und hat endlich meine Anschrift ermittelt.

Ich danke Dir für Deinen netten Brief und konnte inzwischen auch von Dir einiges lesen, und wenn ich nicht irre, war es in der Beilage der Wochenzeitung "Das Parlament".

Öfters komme ich mit Löffler zusammen, da wir hier einer Gruppe angehören innerhalb der SPD, und er hat mich wiederholt über Dich und vor allem über Deine Arbeiten informiert.

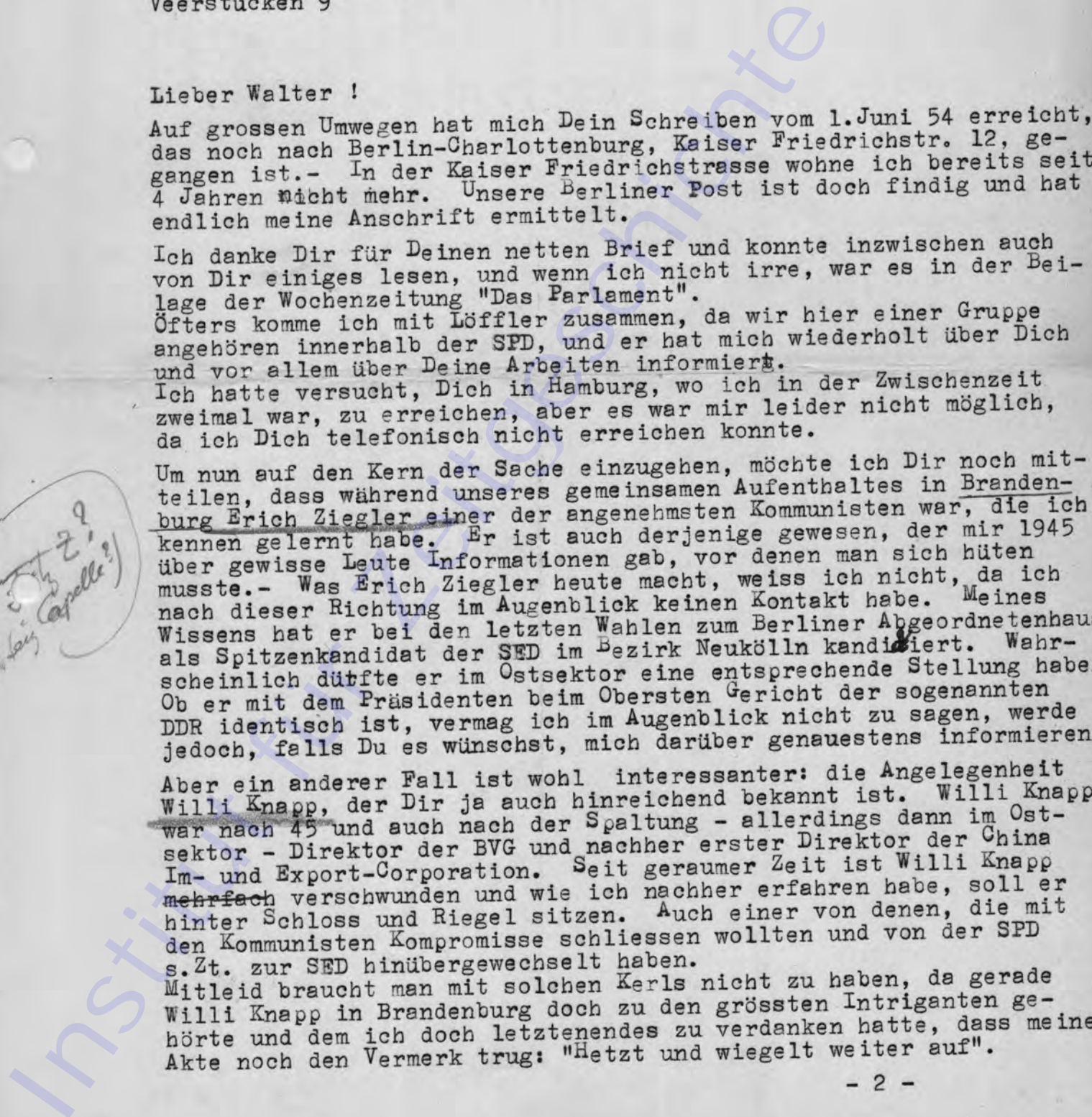
Ich hatte versucht, Dich in Hamburg, wo ich in der Zwischenzeit zweimal war, zu erreichen, aber es war mir leider nicht möglich, da ich Dich telefonisch nicht erreichen konnte.

Um nun auf den Kern der Sache einzugehen, möchte ich Dir noch mitteilen, dass während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Brandenburg Erich Ziegler einer der angenehmsten Kommunisten war, die ich kennen gelernt habe. Er ist auch derjenige gewesen, der mir 1945 über gewisse Leute Informationen gab, vor denen man sich hüten musste.- Was Erich Ziegler heute macht, weiss ich nicht, da ich nach dieser Richtung im Augenblick keinen Kontakt habe. Meines Wissens hat er bei den letzten Wahlen zum Berliner Abgeordnetenhaus als Spitzenkandidat der SED im Bezirk Neukölln kandidiert. Wahrscheinlich düftte er im Ostsektor eine entsprechende Stellung haben. Ob er mit dem Präsidenten beim Obersten Gericht der sogenannten DDR identisch ist, vermag ich im Augenblick nicht zu sagen, werde jedoch, falls Du es wünschst, mich darüber genauestens informieren.

Aber ein anderer Fall ist wohl interessanter: die Angelegenheit Willi Knapp, der Dir ja auch hinreichend bekannt ist. Willi Knapp war nach 45 und auch nach der Spaltung - allerdings dann im Ostsektor - Direktor der BVG und nachher erster Direktor der China Im- und Export-Corporation. Seit geraumer Zeit ist Willi Knapp mehrfach verschwunden und wie ich nachher erfahren habe, soll er hinter Schloss und Riegel sitzen. Auch einer von denen, die mit den Kommunisten Kompromisse schliessen wollten und von der SPD s.Zt. zur SED hinübergewechselt haben.

Mitleid braucht man mit solchen Kerls nicht zu haben, da gerade Willi Knapp in Brandenburg doch zu den grössten Intriganten gehörte und dem ich doch letztenendes zu verdanken hatte, dass meine Akte noch den Vermerk trug: "Hetzt und wiegelt weiter auf".

*Handwritten note in a circle:*  
Ziegler  
Capelle?



Lieber Walter, zunächst dieses kurze Lebenszeichen von mir. Den Verhältnissen entsprechend geht es mir gut, d.h. ich habe mich als Handels-Makler selbständig gemacht.

Ich würde mich freuen, wenn wir uns recht bald wiedersehen könnten, sei es hier in Berlin oder wenn mich mein Weg wieder einmal nach Hamburg führt. Ich würde dann allerdings nicht verfehlen, Dich rechtzeitig schriftlich zu verständigen, da ich Deine Telefon-Nummer nicht kenne. Aber in diesem Falle glaube ich, dass Du sie mir als altem Freund ruhig mitteilen könntest.

Wahrscheinlich dürfte ich Dich in Kürze nochmals in meiner Entschädigungs-Angelegenheit gebrauchen, aber das ist letztenendes nicht der Zweck meines jetzigen Schreibens, sondern ich habe mich sehr gefreut, von Dir - wenn auch auf Umwegen - wieder einmal eine Nachricht zu erhalten.

Ich verbleibe mit den besten Grüßen und Wünschen für Dein persönliches Wohlergehen in alter Freundschaft.

Dein

Jarpefungs

Institut für Zeitgeschichte

17. Juni 1955

die 8 Jahre meine Schaffenskraft bewahren, wenn alles  
nach Wunsch ausgebaut werden soll. Halte mir bitte den  
Dank, dass ich es noch schaffen konnte.  
Erinnere ich mich recht, dann sind Dir meine

Rundschreiben regelmässig geschickt worden. Geht alles  
nun Deine neue Adresse notiert worden. Du wirst hinfür  
Lieber Josef Junges!

Dank für die freundige Überraschung, die mir

Dein vorgestriger Brief bereitet hat. Ich erinnere mich  
noch sehr wohl eines Besuches bei Dir vor 7 oder 8 Jahren;  
ich krenzte dabei die Haubach-Strasse, unweit derer Du  
damals ja gewohnt hast.

Damals drehte sich unser Gespräch wesentlich  
um Erich Ziegler, über den Du schon damals sehr viel  
Gutes zu berichten wusstest. Ob er identisch ist mit

jenem Fritz Ziegler, dem "Tatgenossen" des hingerichteten  
Heinz Kapelle? Oder war er vielleicht ein Bruder von Fritz  
Ziegler? Wenn Du noch einiges mehr über seine gegenwärtige  
Stellung erfahren könntest, würde das eine recht wünschens-  
werte Bereicherung meines Archivs bedeuten.

In unserer Abneigung gegen Willi Knapp stimmen  
wir offenbar überein. Auch ich habe ihn in recht un-  
angenehmer Erinnerung. Wenn Du über ihn weiteres erfährst,  
dann lasse es mich doch bitte wissen.

Gegenwärtig arbeite ich an meinem grossen  
illustrierten Parlamentarierbuch, doch fühle ich mich  
sehr gehemmt, weil ich den Teufel im Leibe habe und über-  
dies auch mein Herz verbraucht ist. Ich bin ja auch  
immerhin schon bei 67 angelangt. Um aber die verschiedenen  
Aufgaben doch noch bewältigen zu können, habe ich mich  
abgekapselt, habe ich mir auch keinen Telefonanschluss  
zugelegt. Zu meinem grossen Leidwesen sah ich mich  
auch genötigt, alle Einladungen abzulehnen, wie ich auch  
selber keine Besuche willkommenheissen kann. Ich muss  
all meine Kraft konzentrieren auf meine Quellenstudien  
und meine verschiedenen Veröffentlichungen, die ich noch  
unter Dach bringen möchte, bevor auch ich abkratze.  
Vormittags diktiere ich Briefe und Manuskripte, nachmittags  
bauen wir zu Dritt das Archiv weiter aus. Ich müsste noch

17. Juni 1955

bis 8 Jahre meine Schaffenskraft bewahren, wenn alles nach Wunsch ausgebaut werden soll. Halte mir bitte den Daumen, dass ich es noch schaffe.

Erinnere ich mich recht, dann sind Dir meine Rundschreiben regelmässig geschickt worden. Jedenfalls ist nun Deine neue Adresse notiert worden. Du wirst hinfort also regelmässig bedacht.

Natürlich stehe ich Dir auch weiterhin mit Bescheinigungen und dgl. gerne zur Verfügung, aber Du musst berücksichtigen, dass ich aus Eigenem wohl nicht mehr viel hinzuzufügen weiss, denn, als man mich in Brandenburg von all meinen Papieren wegbiss, musste ich auch alle Register etc. zurücklassen, mit deren Hilfe ich zuverlässige Auskunft geben konnte. Setze das bei Deinen Erwartungen bitte voraus.

In alter kameradschaftlicher Verbundenheit

verbleibe ich mit freundlichen Grüssen

Dein

In unserer Abneigung gegen Willi Knapp stimmen wir offenbar überein. Auch ich habe ihn in recht unangenehmer Erinnerung. Wenn Du über ihn weiteres erfährst, dann lasse es mich doch bitte wissen.

Gegenwärtig arbeite ich an meinem grossen illustrierten Parlamentslexikon, doch fühle ich mich sehr gehemmt, weil ich den Teufel im Leibe habe und über dies auch mein Herz verbracht hat. Ich bin ja auch immerhin schon bei 67 angekommen. Um aber die verschiedenen Aufgaben doch noch bewältigen zu können, habe ich mich abgekapselt, habe ich mir auch keinen Telefonschluss zugelegt. Zu meinem grossen Leidwesen sah ich mich auch genötigt, alle Einladungen abzulehnen, wie ich auch selber keine Besuche willkommenheissen kann. Ich muss all meine Kraft konzentrieren auf meine Quellenstudien und meine verschiedenen Veröffentlichungen, die ich noch unter Dach bringen möchte, bevor auch ich abkräcke. Vormittags diktieren ich Briefe und Manuskripte, nachmittags bauen wir zu Dritt das Archiv weiter aus. Ich müsste noch

ED-106-84-17

KAUFMANN, Herbert

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

E i n A b s c h i e d s b r i e f  
an die Adresse von Walter Hammer

Herbert Kauffmann, eine Seele von Mensch, als Kommunist unter politischem Vorwand zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt, an zu spät erkannter Lungen- und Knochentuberkulose schwer erkrankt darniederliegend, schrieb am 1. Oktober 1945 aus Berlin-Rahnsdorf, wo er einige Wochen später im Kreise seiner Familie verstarb (nachdem er sich öfters bitter beklagt und manche Träne geweint hatte, weil er von dem Gesindel, welches sich Ende April 1945 des Zuchthaus-Hospitals bemächtigt hatte und frech drauflosprasste, geflissentlich vernachlässigt und zurückgesetzt wurde):

" Mein lieber Freund! Als ich aus dem Zuchthausarbeitsbetriebe endlich wegen völliger Arbeitsunfähigkeit herausgenommen werden mußte, kam mir bald die Erkenntnis, daß ich reif bin zum Sterben. Man riß mir meine Eiterbeulen am Rückgrat auf, daß der Eiter bis an die Wand spritzte, selbst meine Hose wurde eingesaut. Ich wand und krümmte mich vor Schmerzen. Da hörte ich über mir die grausamen Worte: "Bleib liegen Schwein, Du bist verfault und reif fürs Krematorium!" Ein Frösteln durchrieselte mich. Der Tod ist nahe. Das Urteil war gesprochen. Ich ging fortan wie ausgeschieden von der Welt in eine ewiglange Nacht. Ich konnte mir nicht helfen, noch konnte ich hoffen, für Frau und Kind zu sorgen. Und als wir frei waren, konnte ich nicht nach Hause. Noch tiefer ging es fortan in die Nacht des Todes hinein. Das Fieber stieg in meiner Aufregung. Es war kein Arzt mehr da. Erst nach 14 Tagen kam ein Privatarzt aus der Stadt in unser Krankenhaus. Mein Freund, jetzt in dieser Not, kamst Du zu uns ins Krankenzimmer, das ich mit dem Reichstagsabgeordneten Ernst Sasse teilte. Da warst Du unser Freund und Helfer geworden. Mir brachtest Du an jedem Morgen frischen grünen Salat, Mohrrüben und grüne Bohnen. Im Laufe des Tages hörten wir Deinen Vortrag mit politischen Nachrichten. Wenn ich abends einschlafen sollte, gab mir der Arzt, der inzwischen gekommen war, Morphiumtabletten gegen die Schmerzen. Ich lebte dann im Traum. Die Schmerzen hatten aufgehört. Es war eine Freude, auf diese Art zu träumen und glücklich zu sein. Da sah ich Dich, mein Freund, und sprach mit Dir. Es war ein neues Leben in mich gekommen. Frei war ich! Die Wirklichkeit war durch die Freude über die Besuche stärker geworden als die Macht des Todes. Alles war durch Deine Liebe so gekommen. Nur ein Idealist wie Du konnte meine Seele wieder aufwecken. Zwar bin ich immer noch sehr schwer krank. Aber Deine Treue hat mir beigestanden in vieler Not und Traurigkeit. Seelische und physische Not hast Du geholfen zu tragen. So danke ich Dir aus tiefstem Herzen, daß Du mich wieder stark machen willst im großen Kampf des Lebens. Sollte ich aber dennoch sterben müssen - Deine große Liebe und Menschlichkeit, die nehme ich mit in den Tod."

ED-106 - 84 - 19.

KIENITZ

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

31. Januar 51.

Lieber Herr Kienitz!

Haben Sie herzlichen Dank für die Freude, die Sie mir mit Ihrem Brief vom 26. Januar bereitet haben. Ich hoffe nun auch auf einen Brief meines Freundes Berthold Kiemlen, bis zur Stunde aber noch vergebens. Inzwischen haben Sie sich wohl ein zweites Mal getroffen? Bin sehr gespannt!

Haben Sie auch den Vater Kiemlein kennengelernt und etwas von seinen Werken zu sehen bekommen? Lassen Sie sich nur mal etwas von Bertholds Weltreisen erzählen und machen Sie ihn drauf aufmerksam, dass Heinrich Fischer, der mit uns im Aussenkommando Brennabor-Stadt arbeitete, übrigens im gleichen Saal mit Berthold schlief, kürzlich Hessischer Arbeitsminister geworden ist. Er wird staunen!

Auch für die Adresse von Frau Kammerherrinde herzlichen Dank!

Die Gesundheit? Danke, etwas besser! Heute in einer Woche muss ich aber auch nach Düsseldorf, um da meine Rechte zu vertreten. Auch nach Braunschweig, Göttingen und München soll ich kommen, vielleicht berühre ich dann einmal Stuttgart.

Ein alter Freund von mir ist Dr. Oskar Klausner, der Ihr Stuttgarter "Neues Vaterland" redigiert. Das Blatt ist im Strassenhandel doch sicher zu haben? In der heute vor einer Woche erschienenen Nummer 4 ist ein längerer Artikel über Brandenburg erschienen, wovon ich

Herzliche Grüsse und Wünsche Ihres

31. Januar 51.

gerne noch einige 8-10 Exemplare erhielte. Wollen Sie die wohl für mich erstehen? Sie müssen mir dann aber Ihre Auslagen nennen, nicht wahr?

Sind Sie Dr. Erich Schairer auf die Spur gekommen? Auch er ist dort Chefredakteur. Berthold K. wird sicher von ihm wissen.

Und noch zwei Stuttgarter: Ein Bankdirektor K. (Krüger oder Kramer???) wurde bei uns hingerichtet.

Und der "Rote Hahn" sass etliche Monate auf dem Görden eingekerkert; Polizeidirektor a.D. Paul Hahn, Sonnenbergstrasse 32. Wollen Sie Beiden vielleicht auch ihm mal

auf die Bude rücken? Denn auch er muss meine Arbeit fördern, grundsätzlich hatte er sich auch bereiterklärt, doch scheint er sich Reserve auferlegt zu haben, so lange er mir in die Ostzone schreiben musste. Aber aus dieser begreiflichen Reserve ist man allgemein hervorgetreten. "Roter Hahn" - tue desgleichen!

Ein alter Mitarbeiter von mir steckt auch noch in Stuttgart: Früher hiess er Dr. Rauschenplat, jetzt aber nennt er sich Eberhardt und ist irgendein hohes Tier, Staatssekretär oder dgl.

Und noch ein Letztes: Ist dort die Verlegerwitwe Aug. Bonness aufgetaucht? (Verlag Bonness und Hachfeld, Methode Rustin!). Ihr Mann wurde in Br. Mingerich-tet; in Potsdam habe ich sie öfters besucht. Man hat ihr fast alles weggenommen (trotz der Hinrichtung!). Sie wollte in Stuttg. neu aufbauen. Im Eberhofbau(?), in der Neefstrasse (?) wird man von ihr wissen. Aber bitte Vorsicht! Vielleicht lebt sie noch in Potsdam und darf dort nicht kompromittiert werden. Sie verstehen? Tolle Welt!

Herzliche Grüsse und Wünsche Ihres

Institut für...

KIND, Enno

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Aus der Zeitung " Deutsche Volkszeitung " vom 6.9.45

" In der Anlage übersende ich . . . "

Von E n n o K i n d

Vor dir liegt ein blauer Aktendeckel, dick angeschwollen, du könntest kein Blatt mehr in ihm unterbringen. Du sitzt und liest, du blätterst und liest, in deinen Schläfen hämmert es, deine Gedanken sinken zurück in die zwölfjährige deutsche Nacht. Jedes Blatt enthält Namen, du zählst, vier, sechs, da fünfzehn, da sechsundzwanzig. Immer das gleiche, ehemaliger Soldat, Schütze, Kanonier, Oberleutnant und nur Namen, Kurt Müller, Erich Krause... Und was erfährst du über diese Namen? Nichts als das Religionsbekenntnis und ..., dass sie am 10., 17., 22. Januar, dass sie im Februar, März oder April mit dem Fallbeil hingerichtet sind, im Zuchthaus Brandenburg (Havel). Und plötzlich hältst du im Blättern ein und liest, was diese Menschen waren:

"Berlin, am 2. Mai 1944.

In der Anlage übersende ich ein Verzeichnis der Verurteilten, gegen die am Montag, dem 8. Mai 1944, in der dortigen Anstalt die Vollstreckung der Todesurteile erfolgen wird.

1. Georg Groscurth, ev.
2. Herbert Richter, ev.
- 3., 4.... bis 17.

Verkündung ab 13.30, Vollstreckung ab 15.Uhr."

Wer ist "ich" ? Ich ist Herr Ernst L a u t z, Oberreichsanwalt des Hitlerschen Volksgerichtshofs, ein Hauptkriegsverbrecher.

Und wieder lebst du in der deutschen Nacht: Sonntag, den 8. November 1942, Georg Groscurth, Dr. med. Oberarzt am Robert-Koch-Krankenhaus, Herbert Richter, Architekt und Künstler, Kämpfer in der deutschen Arbeiterbewegung seit 1917, Freund Heinrich Vogelers und der Käthe Kollwitz, sitzen bei dir im Zimmer, das Radio läuft: Sonderkommuniqué aus dem Alliierten Hauptquartier Mittelmeerraum. Heute in den frühen Morgenstunden landeten von 850 Schiffen alliierte Truppen an der Küste Algeriens..."

Groscurth springt auf, ein Orkan der Freude bricht aus ihm hervor, mit Gebärden, mit Worten, esetzt sich fort, die erlösende Botschaft erfasst alles, eine Frau weint, vor Freude erschüttert.

November 1942, es erfüllt uns mit neuem Mut, mit neuer Kraft.

19. November. "Ein Tagesbefehl Marschall Stalins gibt bekannt: Der Ring um die 6. deutsche Armee bei Stalingrad ist geschlossen."

Wie lange dauert es noch, wann wird er erfolgen, der Zusammenbruch, was können wir tun, mehr tun, um ihn zu beschleunigen?

Aber es sind nur Minuten der Freude, die schwarzen Verbrecher wüten weiter. "Ruth ist tot", mit diesen Worten kommt Georg Groscurth herein, drei Tage nachdem der Befreiungsplan für sie fertiggestellt ist, Ruth erschlagen von den schwarzen Henkern Himmlers.

Welcher Tag wäre ohne Leid? Fast jeder Tag endet im Gedenken einer der Unsrigen. Herbert Richter denkt an seinen Freund Hans seit neun Jahren, einen von Hunderttausenden in Hitlers Konzentrationslagern.

"Alle Bemühungen waren vergeblich, Ilse St. ist heute hingerichtet" so beginnt ein Gespräch, und als ob ein Bann durch diese Mitteilung gelöst wäre, spricht Groscurth vor sich hin: "Eine bis zwei Stunden vorher erfährst du es, wenn sie dir den Kopf abhacken wollen, und dann ziehen sie dich aus und geben die eine kurze Hose, sie treiben dich durch einen Gang mit schwarzen Vorhängen, aus dem Dunkel packen dich zwei Kerle, werfen dich auf ein Brett und schnallen dich fest. Was

nun geschieht, das sehen nur noch die Zuschauer.... wenn der Kopf abgehackt wird, wenn er in den Korb rollt. Dann bist du weg, für die anderen deine Kinder, deine Frau, deine Eltern. Ja, so wird das gemacht."

An diesem Abend spricht niemand mehr.

Ein Jahr später sitzt du und wartest, du hast seit einigen Tagen eine Bleibe gefunden, in der du vielleicht länger bleiben kannst, wo du vielleicht nicht entdeckt wirst, vielleicht. Heute ist der erste Prozeß gegen ... Groscurth, Richter und Genossen. Du erfährst, was du erwartet hast -: zum Tode verurteilt. Und wie du es hörst, denkst du, sie wissen es ja: Vier Arme greifen nach dir, werfen dich auf ein Brett, schnallen dich fest, und was weiter geschieht, sehen nur die Zuschauer. Darüber siehst Kinder, sie fragen seit Monaten: "Wann kommt der Pappi?" Du weißt, in Brandenburg ist jede Woche zweimal Köpftag: "In der Anlage sende ich ..."

Nun denkst du täglich, denn du mußt es täglich denken: Vier Arme greifen ihn, Groscurth, Richter und ... und ... und... Und sie werfen ihn auf ein Brett, schnallen ihn fest, den Rest sehen die Zuschauer...

Du wartest lange, du wartest dich aus - kennst du das? - und dann kommt einer in deine Einsamkeit, er kommt auf dich zu, du bist heute ein Jahr älter geworden am 13. Mai, du möchtest dich freuen, aber es blicken dich zwei Augen so traurig an, du erschrickst, und zwei Lippen pressen es heraus, du verstehst es kaum, aber du weißt: Vier Arme haben sie gepackt, Georg, Herbert und die anderen, sie sind tot, und Kinder werden weiter fragen: "Wann kommt der Pappi?"

"In der Anlage übersende ich...".

KOLBE, Walter

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ber.

ED-106 - 84 - 25

Nr.

Name

Walter Kolbe

Wohnort

Breit. 188  
München, Muc. 1832  
München

II. Anschlag

Walter Kolbe  
Kammerg. 39, Kerstrichen 9

Todeskandidaten

Kalfaktor im L. Brandenburg

Erleitet in Erläuschter

von

Walter Kolbe

angefangen ..... 195

beendet ..... 195 4

Die Mitte der Partei

**TODESKANDIDATEN -**

**Kalfaktor im Z. Brandenburg**

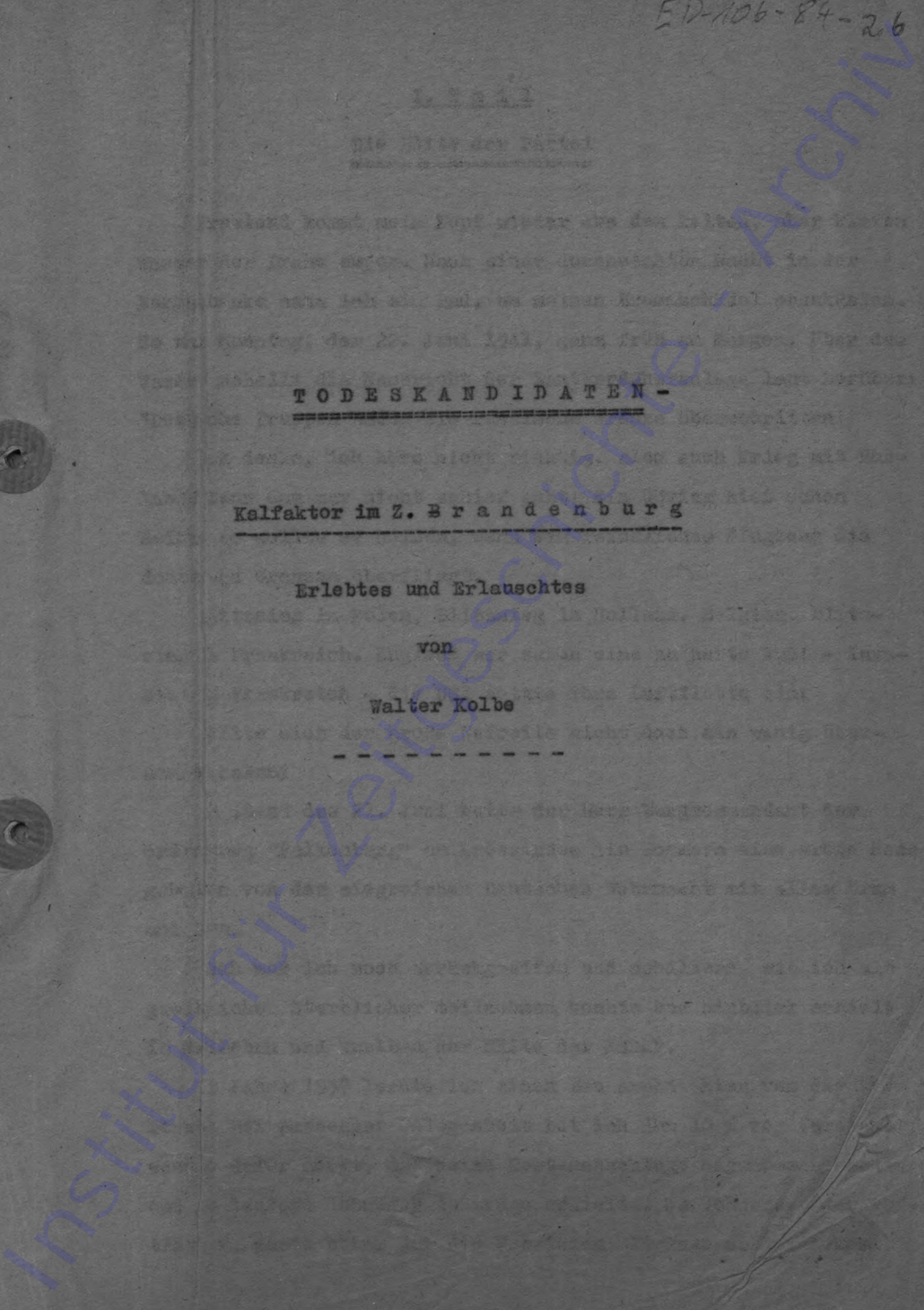
**Erlebtes und Erlauschtes**

von

**Walter Kolbe**



*[Faint, mostly illegible text from the reverse side of the page is visible through the paper.]*



I. TeilDie Elite der Partei

Prustend kommt mein Kopf wieder aus dem kalten, aber klaren Wasser der Drahe empor. Nach einer durchzechten Nacht in der Burgschänke nahm ich ein Bad, um meinen Brummschädel abzukühlen. Es war Sonntag, der 22. Juni 1941, ganz früh am Morgen. Über dem Wasser schallt die Nachricht der Lautsprecheranlage laut herüber: "Deutsche Truppen haben die russische Grenze überschritten!"

Ich denke, ich höre nicht richtig. Also auch Krieg mit Rußland? Wenn das nur nicht schief geht! Ein Göring hieß schon Meier; er wollte so heißen, wenn ein feindliches Flugzeug die deutschen Grenzen überfliegt.

Blitzsieg in Polen, Blitzsieg in Holland, Belgien. Blitzsieg in Frankreich. England war schon eine zu harte Nuß! - Invasion in Frankreich - die USA setzte ihre Luftflotte ein:

Sollte sich der große Gefreite nicht doch ein wenig übernommen haben?

Am Abend des 21. Juni hatte der Herr Burgkommandant der Ordensburg "Falkenburg" am Krössinsee in Pommern eine große Rede gehalten von der siegreichen Deutschen Wehrmacht mit allem Drum und Dran.

Doch muß ich noch zurückgreifen und schildern, wie ich als gewöhnlicher Sterblicher teilnehmen konnte und Einblick erhielt in das Leben und Treiben der Elite der NSDAP.

Im Jahre 1937 lernte ich einen Bauarchitekten von der DAF kennen. Bei passender Gelegenheit bot ich ihm 10 % vom Verdienst, wenn er dafür sorgt, daß meine Kostenanschläge angenommen werden und ich laufend lohnende Aufträge erhalte. Je lohnender der Auftrag war, desto höher war die Provision. 14 Tage später bekam

ich einen Auftrag über 18.000,- RM, und da ich dem Herrn gleich 1.800.- Mark auf den Tisch legen konnte, wurden sämtliche Kostenschätzungen, die ich einreichte, auch wenn sie noch so hoch berechnet waren, angenommen. Beim Kriegsausbruch hatte ich so viel Arbeit, daß ich unabkömmlich war und nicht zum Militär einberufen wurde.

Jetzt wollte man mich ständig in die Partei aufnehmen, ich verstand es, auszuweichen. 1941 wurde mir anheimgestellt, entweder Partei oder - keine Arbeit mehr. Da kam die Geschichte mit Heß und der Krieg mit Rußland. Wiederum trat ich nicht in die Partei ein. Doch das sollte ich schwer büßen, denn aus war's mit der Arbeit, und da ich jetzt abkömmlich war, kam der Stellungsbefehl. - Doch ich will nicht vorgreifen und der Reihe nach erzählen.

März 1941: Meine Leute arbeiten auf der Ordensburg "Die Falkenburg". Einmal in der Woche fahre ich mit meinem Wagen nach Berlin wegen Material, sonst bleibe ich bei meinen Leuten, denn es ist herrlich in der Pommerschen Schweiz, besonders aber auf der Burg und in der Umgebung. Da ich gut verdiene, habe ich eine leichte Hand und bin überall ein gern gesehener Gast - auch ohne Abzeichen.

Besonders beliebt bin ich in der Burgschänke. Die Ordensjunker, diese Brüder, haben immer leere Beutel und viel Durst.

Meinen Leuten muß ich etwas auf die Finger gucken, wenn sie ihre Pflicht erfüllen sollen, denn trotz der Abgelegtheit gibt es hier viele hübsche, verführerisch junge Mädels. Der Wein ist ziemlich billig. Es gibt hier oben überhaupt noch alles, und viel Geld verdienen sie auch. Der größte Teil ist verheiratet und schickt sein Geld nach Hause. Wenn es dunkel wird, gehen sie schlafen. - Wenn es dunkel wird, beginnt hier erst das Leben! Die Schänke ist voller Pärchen; alles hat Durst. Die Nächte sind

warm, und wenn der Mond aufgeht, sieht man in jedem stillen Winkel ein Liebespärenchen, und stille Winkel gibt es hier sehr viele - -

Morgens um 5 Uhr stehe ich schon auf, nehme ein Bad im See und gehe anschließend in die große Sporthalle, um ein wenig Sport zu treiben. Hier auf der Burg kann jeder Gast rudern, fechten, reiten, boxen und anderes mehr.

Nachdem ich auf der Burg schon etliche oberflächliche Damenbekaantschaften gemacht habe, fiel mir eines Tages eine Frau auf, die jeden Morgen im schwarzen Reitdress zu den Pferdeställen ging. Pünktlich um 6 Uhr sah ich sie mit ihrem schwarzen Gaul davonreiten. Um die Bekanntschaft dieser Amazone zu machen, ging ich eines Tages zum Stallmeister und erkundigte mich nach ihr. "Das ist unsere Burglehrerin. Sie soll verlobt oder verheiratet sein", erklärte mir dieser. Einen Ring trug sie nicht? Man sah sie selten in Herrenbegleitung, schien solide zu sein. Es wäre ein Wunder gewesen bei der dämonischen Schönheit dieses Weibes! Schwarzes, glänzendes Haar, dunkle Augen, eine herrliche Figur, die durch die enganliegende Jacke und die Hosen so recht zur Geltung kam, von einem Temperament, genau wie ihr rassiges Pferd. Sie ritt jeden Morgen bis 1/2 8 Uhr, um die schöne Linie zu bewahren.

Da ich früher schon geritten war, kam ich auf den Einfall, es wieder einmal zu versuchen. Ich ließ mir die Tiere zeigen und von jedem das Temperament und die Eigenschaften sagen. Danach wählte ich eine fromme Fuchsstute und nahm noch zur gleichen Stunde Unterricht. Schon nach kurzer Zeit war ich mit dem Fuchs vertraut, und da der Stallbursche ganz erstaunt und zufrieden war, reservierte er mir auf meine Bitte die Stute für den nächsten Morgen.

Ich war schon um 6 Uhr am nächsten Morgen zur Stelle und kam gerade dazu, als der Stallbursche meiner Schönen in den Sattel helfen wollte. Er zwinkerte mir zu, und ich bat ihn, mich der Dame

vorzustellen. Sie wurde noch rot und ich merkte, daß der Stallmeister von mir geplaudert haben mußte.

Jetzt in der Nähe sah ich erst, wie schön und anziehend diese Frau wirkte. Ziemlich 1,70 m groß, war sie von wunderbar vollendeten Körperformen. Ihr Blick drang mir durchs Herz bis in die Zehenspitzen und ich bat, sie bei ihrem Ritt begleiten zu dürfen. Sie sagte kein Wort, sah mich nur schelmisch lächelnd, herausfordernd an, sprang selbst in den Sattel, gab ihrem schwarzen Gaul die Sporen und preschte davon. Mir sagte der Blick genug. Ich lief zu meinem Fuchs; aufsitzen und hinterher galoppieren war eins. Die Stute war wirklich ein ausgezeichnetes Tier (oder ob sie ihren Rappen verhielt?) - zusehens holte ich auf, und als wir ein paar hundert Meter im Walde waren, ritt ich schon neben ihr. Ganz echauffiert zügelte sie ihr Pferd. - Herrgott! War dieses Weib schön!

Sie reichte mir ihre kleine Hand herüber und sagte: "Hier, meine Hand. Sie sind ein glänzender Reiter und ein Glücksvogel. Sie haben auf der ganzen Linie gesiegt." Und da ich ihre Hingabe fühlte, zog ich sie ein wenig zu mir herüber und küßte sie heiß. Dieser Kuß wirkte wie ein elektrischer Funke auf unsere Pferde. Sie rasten mit kurzem Ruck davon, als hätten sie einen Schlag erhalten, kaum waren sie zu bändigen. Sie hatte dabei ihre kleine Mütze verloren und zügelte ihr Pferd. Nebeneinander kamen wir beide zum Stehen. Ich warf ihr meine Zügel zu und holte das Mützchen, und als ich es ihr hinüberraichen wollte, meinte sie: "Mein lieber Freund, behalte bitte die Mütze zum Andenken an diese schöne Stunde." Indem ich die Mütze dankend in meine Tasche steckte, umfaßte ich ihre schöne Taille, zog sie an mich und wollte sie wieder küssen. Da biß sie mich in die Wange, machte sich frei und sagte: "Jetzt nicht! - Ich habe nicht weit von hier meinen Lieblingsplatz, ganz still und abgelegen am See im Schilf, dahin

wählen wir reiten." Sie ritt auf mich zu, gab mir einen kleinen Kuß und ritt dann voraus. Nach einer Viertelstunde Waldweg kamen wir zum See. Ich ritt wie im Traum: war das eine Fee, die mir entschwindet? Gab es wirklich solch ein Wesen, verführerisch und schön wie der junge Morgen? Der Wald lichtete sich; wir waren am See. Vor mir lag eine kleine Halbinsel, die ganz mit Schilf und Strauchwerk bewachsen war, und in deren Mitte befand sich ein kleiner Pavillon. Ich vermutete, daß wir dort hinein gehen würden, sie sprang jedoch vom Pferd, ließ es laufen und ging noch ein paar Schritte, um sich dann im hohen Gras niederzulassen. Ganz in ihrem Banne tat ich ihr alles nach und legte mich zu ihr. Trotz der Morgenkühle zog sie sich bis auf ein ganz raffiniertes Höschen aus. Dann umklammert sie mich; sie ist heiß wie glühendes Eisen und so zerschmilzt sie auch vor Liebe in meinen Armen.

Es ist wie ein Traum. Wir sind allein auf der weiten Welt. Ich will fragen, aber sie hält mir den Mund zu: "Gnieße die unvergeßliche Stunde!" -

Es ist nur ein Rausch. Ich muß wieder fragen. Da springt sie auf, zieht sich blitzschnell an, bringt mit ein paar Handgriffen ihr schönes Haar in Ordnung, indem sie wie toll zu ihrem Pferde läuft, sitzt auf und jagt davon. Ganz ernüchtert reite ich hinterdrein, und bei diesem Ritt merke ich erst, was mein Fuchs für ein elender Klepper ist. Sollte sie also wirklich nur ihr Spiel mit mir getrieben haben?

20 Minuten vor 8 Uhr bin ich im Stall. Nur der Stallmeister ist noch da. Er zwinkert wieder mit den Augen und denkt sich sei Teil. Auch ich denke: wenn Du wüßtest! - -

Der nächste Tag ist ein Sonntag. Ob sie an diesem Tage wieder kommt? Sie kam nicht. Den langen Sonnabend schon allein, jetzt am Sonntag allein - warum kam sie nicht? Ich wurde immer nüchterner und merkte, daß alles nur Spiel einer Laune war.--

Ich mußte lachen bei der Erinnerung, wie ich zu der Mütze gekommen war. Daß die Pferde keinen elektrischen Schlag beim ersten Kuß erhalten, war mir klar. Sie waren durch das kleine Geräusch, das der Kuß verursacht hatte, erschreckt worden und davongelaufen. Und jetzt war nur noch das Mützchen übrig. Ich würde sonst senken, es war nur ein Traum.

Es ist spät geworden. Eine "alte" Bekannte von 17 Jahren geht an meiner Seite: "Warum lachen Sie denn so?" - "Ich dachte eben an ein schönes Weib!" - "An mich?" Um sie nicht zu kränken, sage ich "Ja". Da hängt sie sich an meinen Hals. "Na endlich!", und: "Warum warst Du denn immer so kühl zu mir?" Ich konnte mich aber nicht erwärmen und verabschiedete mich bald darauf, um zu Haus von "Ihr" zu träumen. Ob sie am Montag früh kommen wird?

Sie kam. Es wiederholte sich das gleiche Spiel vom Sonnabend, nur war ich viel später als sie am Pavillon. Diesmal liegt sie ganz nackt im Grase. Sie breitet die Arme aus und spricht vorwurfsvoll: "Liebling, <sup>Warum läßt du mich so lange warten</sup> ich werde ganz kalt!" Ich lege mich neben sie. "Ich habe soviel auf dem Herzen!" Sie drückt mich an sich: "Hab mich lieb!" Ich sage: "Wenn Du frierst, zieh Dich an. Ich habe mit Dir zu reden." Weinend fragt sie mich darauf, ob ich mich bei ihr angesteckt hätte. Sprachlos verneine ich. Nun sprudelt sie los: Sie sei verlobt mit einem Assessor, der vor vier Wochen ins Feld mußte. Eine Woche später hätte sie einen von der TOT gehabt, der sie auch hier "verführt" habe. Der Mann sei krank gewesen und sie wurde es auch, ohne es zu wissen. Damit habe sie einen Junker angestreckt, der hat sie dann verlassen. Bei der Doktorin, ihrer besten Freundin, sei sie in Behandlung und glaube jetzt, gesund zu sein. Sie hätte nun Angst, daß mir etwas passiert sei und da sie mich liebe, möchte sie mich nicht verlieren und hätte nicht widerstehen können. Ich soll sie nur recht lieb haben, dann würde schon alles gut werden! -

Ekel stieg in mir hoch. War nicht ein Straßenmädchen besser? Armer Verlobter! War ich nur gut genug, ihre Sinne zu befriedigen? Aus! - Aus! - -

Der Arzt sagte: "Waren Sie noch ab, kommen sie morgen wieder." Am Dienstag wurde ich gründlich untersucht und - war gesund. Gesund auch wieder am Herzen.

Am Sonntag darauf traf ich sie schon wieder mit einem Herrn in der Burgschänke. Ich erfuhr, daß es diesmal wirklich ihr Verlobter war, auf Urlaub.

Ordensjunker, überhaupt die Angehörigen der Ordensburgen, bilden die Spitze der Partei. Sie werden politisch geschult und erzogen zu parteipolitischen Würdenträgern. Sie sollen der Welt ein Vorbild sein.

Hier oben traf ich eine Gesellschaft an, die nach außen glänzte, innerlich aber moralisch so tief gesunken war, daß man sich schämen mußte, ein Deutscher zu sein. Diese Menschen wollten die Welt erobern! Doch weiter . . .

An einem Sonntag vierzehn Tage später war auf der Burgschänke eine Geselligkeit. Feste wurden hier sehr häufig gefeiert, es wurde gezecht und getanzt. Ein charmantes, hübsches, junges Fräulein fiel besonders auf. Sie war sehr elegant und machte einen soliden Eindruck. Sie saß mit einem etwa 10 Jahre jüngeren Junker am Tisch, doch schien es nur ein Bekannter zu sein, denn sie trug einen Trauring. Sie tranken und scherzten zusammen, jedoch schien sie sich zu freuen, wenn sie von anderen zum Tanze geführt wurde. Da es sehr voll war, durfte ich nach höflichem Anfragen an ihrem Tische Platz nehmen. Sie tanzte sehr gern und gut und da ich wußte, daß die Junker immer schlecht bei Kasse waren, lud ich beide ein, mit mir zu trinken.

Es wurde spät und später; der Junker trank sehr wacker, war

aber schon bald sehr voll. Um die zweite Morgenstunde wollten die Herrschaften aufbrechen.

Inzwischen hatte ich von der Dame erfahren, daß sie Ärztin sei. Sie hatte die Praxis von ihrem Manne übernommen, der als Stabsarzt im Felde stand. Es war die Freundin meiner Amazone. Ihr Landhaus am See lag eine gute Viertelstunde von hier. Der Junker wohnte nicht weit von ihr und sollte sie nach Hause begleiten. Er machte aber einen traurigen Eindruck und war kaum fähig, sich gerade zu halten. So erbot ich mich, beide nach Hause bringen zu dürfen. Frau Doktor war sehr erfreut darüber und meinte: "Ich hätte Sie selbst darum gebeten, denn Sie sind ja der Schuldige. Kavalierpflicht u.s.w."

Im Vorraum bot ich ihr meinen Arm. Sie hakte auch gleich ein und lachte über den kleinen Junker, der so mannbar getrunken hatte und jetzt einen so lächerlichen Anblick bot. Er hakte auf der anderen Seite bei ihr ein und blickte mich böse an, war aber doch sehr schweigsam geworden.

Manchmal drückte sie meinen Arm, sie wollte auch etwas sagen, jedoch ohne ein Wort gesprochen zu haben, erreichten wir ihr Heim. Als ich mich verabschiedete, flüsterte sie mir zu: "Lassen Sie mich bitte nicht mit meinem Freund allein." Dann laut: "Sind Sie so nett und bringen Sie meinen Freund nach Hause? Er wohnt nur ein paar Minuten von hier."

Ich fragte den Kleinen und er war es zufrieden, daß er nicht alleine zu gehen brauchte. Nachdem wir ein paar Schritte gegangen waren, rief sie mich noch einmal zurück und lud mich ein, noch einmal zurückzukommen "auf ein Täßchen Mokka". Natürlich sagte ich zu. Nachdem ich den Junker glücklich abgeliefert hatte, ging ich zurück. Frau Doktor hatte noch gar nicht aufgeschlossen, als sie schon fragte, wer ich eigentlich sei. Sie habe solche Angst allein. Ihr Mann käme erst in etwa 8 Tagen auf Urlaub und sie

fürchte sich so allein in dem großen Hause. Sie möchte mich etwas näher kennenlernen. Ob ich noch für sie etwas Zeit hätte. Dabei schloß sie aber schon die Tür auf.

Ich mußte mich in den Salon setzen. Draußen klapperte Geschirr und ich wäre wohl eingeschlafen. Doch da geht die Tür auf und meine Gastgeberin erscheint mit einem großen Tablett. Der Koffa duftet herrlich, und da waren so viele schöne Leckerbissen, kalter Braten, saure Heringe, Senfgurken, Räucheraal, verschiedene Kuchensorten und noch mehr, alles durcheinander, so daß ich schon ahnte, die Sitzung würde sich noch lange hinziehen.

Die Jalousien waren heruntergelassen, und da es sehr warm war, zog sie mir das Jakett aus, machte mir den Hals frei und bediente mich zwischendurch, zog sich selbst das Kleid aus und setzte sich auf meinen Schoß. Sie wollte mit mir im Badezimmer ein Bad nehmen und ich erzählte ihr, daß ich jeden Morgen um 5 Uhr mein Bad im Fluß nähme. Da ich mich passiv verhielt, begann sie, von ihrer Ehe zu berichten. Sie sei trotz der vielen Freunde sehr einsam. Ab und zu weinte sie ein wenig, und als der Tag graute, drehte sie das Licht aus und ging ins Schlafzimmer. Als ich hörte, daß sie sich auszog und ins Bett ging, wollte ich mich leise verabschieden. Sie aber flehte, sie jetzt nicht alleine zu lassen und ich möge doch zu ihr kommen, um sie zu trösten. Ich faßte mir ein Herz und - tröstete sie! - -

Sie war sehr temperamentvoll, mit allen Raffinessen einer verheirateten Frau verstand sie es, mich zu fesseln. Ja, ich tröstete sie noch dreimal in dieser Woche. Dann kam ihr Mann. Sie wollte sich mit ihm auseinandersetzen und wenn er wieder fort war, ihr vieles Geld nehmen und mit mir in ein anderes Land gehen. Sie hatte soviel Anziehungskraft und Überredungstalent, daß ich wegen dieser Frau wirklich alles im Stich lassen wollte.

Inst...

Ihr Mann, übrigens ein sehr verlebter Herr, war wieder fort und ich ging nach am gleichen Abend zu ihr. Da eröffnete sie mir, daß sie es sich anders überlegt hätte. Aber wir könnten ja gute Freunde bleiben. - Also einer von den vielen? Sie sei so verlassen und einsam. Ich solle sie jetzt nicht allein lassen und zu ihr ins Bett kommen. Bei den Gedanken, daß ich in das Bett kommen sollte, das von ihrem Manne noch warm war, ekelte mir und ich verließ fluchtartig das Haus, um in der Gegend herumzurasen. Nach zwei Stunden landete ich wieder vor ihrem Haus, ging in den Garten und schaute durchs Fenster. Da war wieder der kleine Junger bei ihr, der sie auch tröstete. O weh!

Das waren also die besseren, sittsamen Burgfrauen, ganz zu schweigen von der großen Anzahl weiblichen Dienstpersonals in der Burg, alles junge, hübsche Mädchen, die ihre Männer webhselten wie die Taschentücher!

Ich war bedient und sehnte mich zurück nach einer reinen Atmosphäre zu meiner festen Freundin nach Berlin, die darauf wartete, daß ich wieder ganz ihr gehören konnte.

Noch ein Erlebnis auf der Burg, die dem Faß der Moral den Boden ausschlug, ist erwähnenswert:

Ich hatte ja nie gedacht, daß ich als Nicht-PG an solch einem Fest teilnehmen durfte!

Sie fühlten sich so ganz unter sich. Einer der ganz Großen hatte Geburtstag. Er hatte zu diesem Tag von einer Firma große Mengen an Spirituosen als Geschenk erhalten und ließ einen Lkw mit Anhänger voller Wein, Likör und Schnaps gleich nach der Ordensburg überweisen, damit sein großer Tag auf der Burg einen würdigen Abschluß finde.

Viele große Männer mit goldenem Parteiabzeichen haben sich auf der Burg angemeldet, darunter auch Reichsarbeitsminister

Insti...

Dr. Ley. Da ich im Gästebuch eingetragen bin, darf ich als Gast an diesem Fest teilnehmen. (Getränke zu Ehren des edlen Spenders frei)

Nachdem um 18 Uhr noch einmal reichlich und gut gespeist wurde, begann das große Trinkgelage, das größte, das ich je erlebt habe. Die Schänke war zum Bersten voll. Zwei Stunden lang wurden Reden gehalten, durch Lautsprecher in jeden Raum übertragen. Zum Schluß redete Robert Ley und brachte zuletzt ein Hoch auf das Geburtstagskind aus.

Bis dahin hatte ich mit meinen Leuten im Tagesraum Skat gespielt und betrat bei den letzten Worten Leys die Schänke. Als das letzte Hoch verhallt war, knallten an allen Tischen die Sektorkorke. Das Krachen nahm kein Ende, es klang wie dauerndes Schützenfeuer, dazu der Trubel und Lärm.

Der große Saal wurde zum Tanzen geräumt. Tische und Stühle kamen in die Nebenräume und bald war die Tanzfläche so voller Tanzender, daß kein Apfel hätte zur Erde fallen können. Ich war nur erstaunt, woher die vielen schönen Frauen kamen. Alles strömte zur Bar, alles trank Alkohol, und an den Tischen knallten noch immer die Korke. Gegen Mitternacht wankte alles; getanzt wurde nur noch wenig, die Kapelle machte mehr Krach als Musik.

Viele Pärchen verschwanden nach und nach, nur im großen Schankraum saßen die Unentwegten und tranken mit ihren "Frauen"! Diese Frauen waren meistens Dirnen, die aus Stettin, Berlin und anderen Städten hier eingeladen waren. Sie alle mußten der Partei angehören. Einige führten halbnackt Solotänze auf, wobei sie mit ihren körperlichen Reizen nicht geizten und alles zeigten, was die Männer im Alkoholrausch toll machte. Trotzdem wurde weitergezechet.

Ich saß mit einem Burggärtner und zwei jungen Mädels von der Burg an einem kleinen Tisch. Wir machten auch unsere Scherze und tranken gemütlich den guten Wein, wir waren alle etwas be-

schwipst und übersahen die größten Gemeinheiten, die in unserer Nähe passierten. Am gemeinsten sah es aus, wenn ein Weib sich den Rock hochhob und von der Tischecke einen größeren, zusammengekniffen Geldschein mit ihrem Geschlechtsteil herunterklemmte, den sie der Liebste damit verdienen ließ.

Zehn Meter von uns entfernt stand der Tisch, an dem R. Ley mit seinen Kumpanen und Weibern zechte. R. Ley mußte unheimliche Mengen Alkohol vertragen können, denn er war einer der Letzten, der sich noch an der Tafel hielt. Zwei Mann waren wohl schon eingeschlafen? Einige waren mit ihren Weibern sang- und klanglos verschwunden. Unser Tisch war bis jetzt am fidelsten gewesen; nun ließ auch meine Tischdame den Kopf hängen und sah ständig zu R. Ley hinüber. Ich wollte schon aufbrechen, da sagte meine Dame: "Ich staune bloß über unsere Führer. Sehen Sie doch mal genau zu R. Ley hinüber. Haben Sie denn noch nichts bemerkt?" Aufmerksam sah auch ich jetzt hinüber und wollte meinen Augen nicht trauen... R. Ley hatte ein junges Weibchen bei sich, etwa 25 Jahre alt, eine vollbusige, hübsche Blondine. Sie war schon mit mehreren Herren während des Tanzes im Garten verschwunden, es fiel daher gar nicht auf, daß sie auch jetzt nicht zu sehen war. R. Ley lag jetzt in seinem Sessel, den Kopf zur Seite, so daß ihm der dicke Speichel herausrann und an der Uniform herunterlief. Er verdrehte die Augen, wand seinen Oberkörper in krampfhaften Verrenkungen hin und her. Der halbe Körper war unter den Tisch gerutscht. Das Tischtuch war sehr groß und reichte bald bis zur Erde. An der uns zugekehrten Seite sah ein großer Stiefel hervor, und beim genauen Hinsehen konnte man neben dem großen Stiefelabsatz den kleinen Stöckelabsatz sehen, der zu einem wohlgeformten Pumps an einem schönen Damenbein gehörte, deren Besitzerin unter dem Tisch kniete. Bei den sich schlafend stellenden Kumpanen entdeckte ich das gleiche Schauspiel. Einige andere Gäste sahen auch verstohe

hinüber und im Hintergrund - sein Liebchen an die Wand gedrückt mit erhobenem Rock - stand ein Junker und machte Tanzbewegungen nach den Klängen der im Saal leise tönenden Musik.

Um besser sehen zu können, ging ich zur Theke. An der Seite R. Leys war das Tischtuch etwas zurückgeschlagen und jetzt konnte ich genau den blonden Lockenkopf zwischen den Schenkeln Leys sehen und durch das Auf- und Abbewegen des blonden Haarschopfes und das Stöhnen von R. Ley wußte ich jetzt, was dort vor sich ging.

Das sollten sie, wenn sie allein sind, machen! Aber öffentlich! . . . Dreimal Pfui!!

Ich sollte in diese Partei eintreten und mich solchen Menschen unterstellen? - -

Ich gehe an meinen Tisch zurück. Gerade da ich ihn erreiche, springt Ley auf, reißt dadurch Flaschen und Gläser mit um und schreit: "Raus! Feierabend!!"

Alle Gäste springen auf, und während er mit Flaschen und Gläsern zu werfen beginnt, kommen die drei Weiber unter dem Tisch hervorgekrochen.

Ich nahm meine Tischdame an die Hand und verließ mit ihr fluchtartig dieses Gebäude. Spiegel, Theke, Kronleuchter u.a. hatte daran glauben müssen.

Als ich hinaustrete, geht blutrot die Sonne auf, als müßte sie sich schämen über diesen unwürdigen Abschluß.

Auf dem Heimweg ins Gästehaus hatte ich noch einen seltsamen Anblick. . .

Im Burggelände waren riesige Ausschachtungen, denn die Burg war noch längst nicht fertig. Links von meinem Wege waren tiefe Gruben mit feinem, ganz weißem Sand. Darin lagen weit verstreut viele Pärchen, wie am Badestrand. Manche ganz nackt, manche in Höschen, aufeinander, nebeneinander, eng umschlungen. Die Kleider

waren umhergeworfen, manche hatten noch Wein- oder Sektflaschen in den Händen.

Mein Mädel hielt die Hand vor die Augen und lief nach Hause. Sie war noch sehr jung und schämte sich. Aber wie lange noch in solcher Umgebung?

Ich selbst war zufrieden, denn bald wollte ich mich ausziehen und in dem kalten Wasser der Drahe nach der durchzechten Nacht meinen Brummschädel abkühlen.

## II.

### Mein Verbrechen.

In die Partei trat ich nicht ein.

Ich wußte, daß ich von der DAF bald keine Aufträge mehr erhalten würde, auch der Gestellungsbefehl würde nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Die großen Arbeiten waren zu Ende.

Meine Einberufung bekam ich zum Mai 1942. 14 Tage hatte ich noch Zeit.

Ich war fest entschlossen, für diese aussichtslose Sache nicht meine Knochen zu Markte zu tragen und wollte mich nach der Schweiz eventuell nach Amerika absetzen.

Im Jahre 1933 stand ich mit Juden in Verbindung. Einigen war es gelungen, mit meiner Hilfe ins Ausland zu entkommen. Sollte mir selbst das nicht gelingen?

Ein bekannter Jude, ich nenne ihn Morgenstern, hatte eine Christin geheiratet. Sie lebten sehr glücklich zusammen, bis Hitler ans Ruder kam. Da ließen sie sich scheiden, damit die Frau ungefährdet das gute Geschäft - es war ein Blumenladen - weiterführen konnte. Sie lebte unbehelligt weiter, ihr Mann war angeblich in Palästina. Doch 1937 oder 1938 sah ich ihn noch in Berlin. Diese Frau, die jetzt wieder ihren Mädchennamen trug, suchte ich auf, nachdem ich alles, was ich besaß, zu Geld gemacht hatte.

Es war nach Ladenschluß. Sie war allein, und ich schüttete ihr mein volles Herz aus. Sie erinnerte sich wohl meiner, verhielt sich aber sehr zurückhaltend und wollte sich die Sache überlegen und mir am nächsten Tag um die gleiche Zeit verschiedens mitteilen.

Ich witterte Verrat, doch was blieb mir noch übrig? Noch 3 Tage bis zum Stellungstermin. - Wieder ging ich zu ihr und stellte fest, daß sie allein war und erklärte ihr, was ich zu tun gedachte. Nachdem ich ihr etliche Schriftstücke und eine Aktentasche voll Geld gezeigt hatte, wurde sie ganz vertraulich und schüttete auch mir ihr Herz aus:

Ihr Mann war gar nicht in Palästina, bis 1939 hatte er heimlich bei ihr gehaust.

Der große Blumenladen hatte zwei Schaufenster, dessen Jalousien sehr dicht waren, so daß kein Lichtschein nach außen fiel. Darin war ein Verschlag, wo Bast, Geräte und dergleichen aufbewahrt wurden. Hinter diesem Verschlag befand sich eine Klappe, die in den Keller führte. Vom Keller aus konnte ihr Mann durch den Gang auf die Straße gelangen, ohne gesehen zu werden. Die meiste Zeit mußte er im Laden und im Keller verbringen. Geschlafen hatte er im Verschlag auf einer Klappbettstelle, nur ganz selten bei seiner Frau im Schlafzimmer. Gleich nach Kriegsbeginn fand eine nächtliche Hausdurchsuchung statt. Morgenstern klappte sein Bett zusammen, nahm es durch die Klappe mit in den Keller und konnte unbemerkt verschwinden.

Frau Morgenstern hatte gleich geöffnet, als die Greifer kamen. Es waren sechs Mann; zwei in Zivil und vier in SS-Uniformen. Sie durchsuchten den Laden, durchwühlten die Wohnung und waren nach kaum 10 Minuten wieder verschwunden. Sie hörte noch den Wagen der Schnüffler davonfahren. Was hatte das zu bedeuten? Waren sie verraten? Sie wartete, legte sich hin, wartete - - wartete ver-

geblich drei Monate.

Hatten sie ihn doch noch erwischt? Es war eine furchtbare Zeit. Nach drei Monaten kam er wieder, spät abends, ganz leise durch den Keller, klopfte an die Klappe und rief ihren Namen. Sie traute ihren Ohren kaum, und als sie die Kellerluke öffnete, sanken sie sich in die Arme und weinten vor Freude. Eine lange Nacht ist er zu Hause, sie kann ihm alles erzählen. Doch dann berichtet er:

Als er sah, daß das Haus nicht umstellt war, konnte er fliehen. Er eilte zu Freunden, früheren KPD-Leuten. Die haben ihn versteckt gehalten unter der Bedingung, daß selbst seine Frau nichts erfahren durfte. Da er immer Geld bei sich hatte, haben ihn die Leute gute, falsche Papiere besorgt. Er war glatt rasiert und sein Haar gebleicht, nichts Jüdisches hatte er mehr an sich. Seine Frau erkannte ihn nur an seiner Stimme wieder. Jetzt wollte er nach Potsdam zu KPD-Freunden, um zu versuchen, ob er sich dort evtl. bis Kriegsende halten könne. Verändert wie er war, mit Papieren eines Gestapos in der Tasche, wollte er seine Frau in regelmäßigen Abständen besuchen. Bis jetzt sei er immer pünktlich erschienen, berichtete sie weiter. Zufällig sei die Zeit wieder fällig und er hätte schon vorgestern wieder hier sein müssen. Immer schwebe sie in Sorge um ihn. Vielleicht kommt er noch in dieser Nacht?

Es war spät geworden und sie meinte, ich solle noch mit ihr warten und ihrem Manne alles erzählen. Er könne mir bestimmt helfen. Wir warteten voller Ungeduld bis Mitternacht. Wenn ihr Mann käme, bleibe er vielleicht 2 Tage hier. Verfehlen könne ich ihn also nicht. Und so ging ich hoffnungsvoll noch einmal zu mir nach Hause. -

Am nächsten Morgen fuhr ich zu meiner Braut, die in einem Vorort wohnte und wollte mich zum letzten Male von ihr verab-

schieden. Ich ließ sie in dem Glauben, ich ginge in den Krieg. Ich gab ihr einen großen Betrag, behielt aber noch so viel Geld, daß ich mein Leben lang auch im Ausland nicht mehr zu arbeiten brauchte. Sicher konnte ich es gut gebrauchen?!

Um 4 Uhr nachmittags ging ich wieder zu Frau Morgenstern, aber ihr Mann war noch immer nicht da. Sie war sehr aufgeregt und steckte mich mit ihrer Nervosität an. War etwas passiert? Unternehmen mußte ich etwas: -

Nach vielem Bitten gab sie mir die Adresse der Genossen, die ihren Mann ein Vierteljahr versteckt gehalten hatten.

Diese Menschen waren sehr vorsichtig. Erst als ich mich erbot, eine größere Summe für ihre Sache zu spenden, wurden sie zutraulicher. Sie besorgten mir, da ich noch Paßbilder bei mir hatte, innerhalb zwei Stunden tadellose Papiere, auch einen Ausweis als Gestapo. Da ihnen selbst der Boden sehr heiß war, wollten sie mich nicht dabehalten und gaben mir noch eine andere Adresse.

Ich ging anstatt am nächsten Morgen noch um 10 Uhr abends zu Frau Morgenstern. Gleich am Gesicht konnte ich ihr ablesen, daß ihr Mann gekommen war.

Und tatsächlich: gleich nach Ladenschluß ist er erschienen und sitzt jetzt vorn in dem verdunkelten Laden unter Palmen an einem kleinen, gedeckten Tisch.

Morgenstern erkannte mich sofort. Er wußte ja schon Bescheid und war über meinen Entschluß erfreut. Ich konnte ihn nicht erkennen und würde das Gefühl nicht los, als müßte etwas passieren, hier stimmte etwas nicht. Frau Morgenstern deckte auch für mich, wir machten es uns - wenn auch leise - doch sehr gemütlich. Morgenstern erzählte sehr viel, und dadurch erkannte ich ihn dann wieder und beruhigte mich immer mehr. Die Zeit verrann sehr schnell. Bald wußten wir alles voneinander; wir waren ja jetzt

Leidensgefährten.

Ich hielt es an der Zeit, nach Hause zu gehen und wollte die jungen Leute mit ihrem Glück alleinlassen. Frau Morgenstern war aufgeblüht und auch nicht wiederzuerkennen. - Ach, wäre ich doch gegangen! - -

Morgenstern sagte: "Mein lieber Freund, nach Hause zu Dir würde ich nicht mehr gehen. Du hast ja alles hier! Deinen kleinen Koffer und Deine Tasche voll Geld. Was willst Du noch zu Hause? Die Leute, die Dich mit den Sachen gesehen haben, denken bestimmt, Du bist schon bei Preußens. Ich würde in Deiner Stelle hier bleiben. Ich schlafe diese Nacht bei meiner kleinen Frau und Du kannst auf mein Bett im Laden hier übernachten."

Ich ließ mich überreden und wir bereiteten alles zur Nacht vor. Dann gingen wir schlafen. -

Ich konnte keinen Schlaf finden. Im Halbschlaf hatte ich furchtbare Träume. Draußen mußte es schon hell sein, ich sah einen ganz kleinen Schein im stockfinsternen Raum, hörte den Straßenverkehr und die Straßenbahn; an Schlaf war nicht mehr zu denken. Gegen 1/2 8 Uhr kam Frau Morgenstern, zieht die Türjalousie halb hoch und hängt ein kleines Schild an die Türscheibe "Wegen Blumeneinkauf vormittags geschlossen" und sagte: "Heute ist Feiertag, mein Lieber, da können Sie ruhig in Ihrem Verschließ noch ein paar Stunden schlafen". Dann verschwand sie lautlos.

Es sollte einer der schrecklichsten Tage meines Lebens werden. -

Gegen 10 Uhr wird mit aller Kraft an der Ladentür gerüttelt. Ich bin gleich hellwach, springe hoch, stehe hinter der Bretterwand und sehe zur Tür. Da steht ein SA-Mann mit erhobener Pistole, die andere Hand schützend vor den Augen, um die im Laden herrschende Dunkelheit besser durchdringen zu können. Ich in

die Schuhe - Hose hatte ich schon an - Jacke anziehen, Akten- tasche, Hut und Mantel greifen, war eins. Als ich mit einer Hand gerade die Kellerklappe hochwachte, kommt Morgenstern ange- schlichen, alte Kleider über den Arm, reicht er mir den Keller- schlüssel und eine Taschenlampe. Morgenstern huscht die Keller- treppe hinunter, ich werfe meine Sachen hinab, klappe das Bett zusammen und werfe es hinterdrein, dann steige ich nach. Inzwi- schen hörte ich schon eisenbeschlagene Stiefel den Hausflur ent- langrennen und gegen die Wohnungstür schlagen. Morgenstern zog sich flüchtig an und sagte dabei: "Klappe verrammeln!" Ich fand zwei dicke, verrostete Riegel, die ich endlich verschieben konn- te. Dann nahm er die Taschenlampe und drückte mir eine Pistole in die Hand: "Für alle Fälle! Hast Du Dein Geld?" - "Ja!" - "Los!" - -

Bis in den Keller hören wir das Getrampel der schweren Stiefel, Kommandos und Lärm. Wir stürmen durch den Keller, dann eine Treppe hinauf, schließen leise die Tür auf, öffnen lang- sam und sehen durch die Glasscheibe der Hoftür - einen Stahl- helm.

Also zuschließen, zurück und weiter durch den Keller. Ich merkte, daß wir in einen anderen Flügel kamen. Morgenstern die Stufen hoch. Auch hier paßt der Vorkellerschlüssel. Langsam die Tür auf - keiner zu sehen. Aber wir hören Radau auf dem Hof.

Morgenstern sieht ganz schnell durch die Hoftürscheibe und flüstert: "Alles voller Bluthunde, Soldaten sind auch dabei!" Wir blicken dann zur Haustür. Davor steht ein Soldat mit dem Rücken zu uns. "Komm!" Morgenstern, die Pistole in der Rechten, sagt es kurz. Ich habe meine Hand mit der Pistole in der Manteltasche, in der anderen Hand die Geldtasche und flitze hinterher, rauf auf die Treppen. Kein Mensch kommt uns entgegen; wir hören nur den Krach auf dem Hof und auf der Straße!

"Wenn wir über die Dächer entkommen können, sind wir gerettet!" - Wir sind auf dem Bodenpodest angelangt. Die Türen sind mit Blech beschlagen, kein Schlüssel paßt. "Wenn sie jetzt raufkommen, sitzen wir in der Falle." Morgenstern meint: "Kriegen wir die Tür auf, dann kommen wir auch weg." Dabei zerreißt er sein Taschentuch und schiebt einen Fetzen ins Schlüsselloch. "Ich schieße die Tür auf", meint er und will die Pistole ansetzen. "Warte", sage ich, "ich habe eine Idee. Ich hole einen Schlüssel eine Treppe tiefer, und wenn es mit Gewalt ist!" Schon bin ich unten, klopfe laut mit der Pistole. Niemand öffnet. Zur anderen Tür. Klopfe noch lauter - wieder nichts. Renne eine Treppe tiefer - da höre ich mehrere Männer die Treppen raufpoltern. Ich klopfe trotzdem, und die Tür geht gleich auf. Eine halbe Treppe tiefer sehe ich sie schon kommen, da dröhnt von oben der Schuß und sie bleiben wie angewurzelt stehen. Ich schiebe eine ältere Frau zur Seite und mache leise die Tür hinter mir zu. Da hat sie den ersten Schreck überwunden und beginnt laut zu schreien. Ich zeige ihr meinen Gestapoausweis und sage, daß ihr nichts passiert. Da wird sie ruhig. Mit leiser Stimme erzähle ich alles durcheinander, ich bin jetzt ganz ruhig, meine Hand ruht am Revolver. Ob er weggekommen ist? Ich drücke einen Daumen und bete im Unterbewußtsein für das Gelingen seines Planes. Da! Wieder zwei Schüsse oben - - Er ist noch nicht weg?!

Dann höre ich eine ganze Meute an meiner Tür vorbeirasen. Ich ziehe die Pistole, die alte Dame wird ohnmächtig und ich lege sie auf dem Korridor lang hin. Dann <sup>fallen</sup> oben Schüsse - mindestens ein Dutzend, <sup>dann</sup> jetzt lautes Schreien und Poltern. Jetzt haben sie ihn erwischt!

Die Meute kommt wieder herunter. Fluchen und lautes Stöhnen. ein paar Mann bleiben vor meiner Tür stehen, sie lauschen wohl? Da klopfen sie auch schon an meiner Tür und gleichzeitig drüben beim

Nachbarn. Die alte Dame wird wach. Ich hebe sie so leise und sanft wie nur möglich hoch und will sie ins Zimmer tragen, da kommt ein Mädchen vom Vorderzimmer und fängt auch an zu schreien. Oma! Oma! Sie hatte vorn aus dem Fenster den Menschenauflauf und die Soldaten beobachtet und von den Vorgängen hinten gar nichts bemerkt.

Da klopfen sie wieder, sicher haben sie gehört, daß jemand in der Wohnung ist. Ich sage zu dem Mädchen: "Ich bin von der Polizei, Du brauchst nicht aufzumachen. Hole vor allen Dingen erst mal für deine Oma ein Glas Wasser." Sie geht zur Küche, und als die draußen das hören, beginnen sie, die Tür aufzubrechen. Ich lasse die alte Dame liegen und gehe ins Vorderzimmer und schließe mich dort ein. Als ich am Fenster bin, sind sie auch schon drin. Zwei Schüsse krachen durch die Tür. Dann ruft eine tiefe Stimme: "Hund, schmeiß die Kanone weg und komm raus!"

Sie sind doch ziemlich feige. Ich lege die Pistole auf den Schrank. Wenn ich nicht so wegkomme - schießen tue ich nicht.

Ich gehe auf den Balkon, sehe die Absperrung und den Menschenhaufen. Keiner sieht nach oben, alles will den Toten sehen, der wie ein Reh über die Schulter geworfen wurde und jetzt gerade auf einem Lastwagen landet.

Es ist meine letzte Chance. Ich schwinge mich über das Balkongeländer, rutsche hinunter, lasse mich hängen und mit einem Schwung lande ich auf dem Balkon eine Etage tiefer. Hier ist ein Kaninchenstall und ein Klapp Tisch. Den Tisch lasse ich herunter und verkrümpe mich unter ihm. So bin ich nicht zu sehen und habe Zeit zum Verschnaufen.

Nach einer Weile wird es ruhiger. Ich höre kein Schreien mehr und werde schon etwas zuversichtlich, höre aber mein Herz bis zum Halse schlagen.

Plötzlich Lärm und Poltern in der Stube, die Balkontür wird aufgerissen und zu sehen sind nur zwei Hände mit Pistolen. Dann Schreien: "Schwein! Komm vor und schmeiß den Schießprügel weg." Dann bellt auch schon ein Schuß, dicht an meiner Hüfte vorbei, und ich schreie: "Ich habe keinen Revolver! Ich komme raus!" Damit bin ich aber auch schon hoch und will durch die Tür treten - da erhalte ich einen Schlag vor die Stirn, und als ich zu mir komme, liege ich auf dem Lastwagen neben Morgenstern, nur mein Kopf an seinen Füßen, um uns eine Blutlache - und SA. Plötzlich gellende, herzdurchdringende Schreie! Ich will hochspringen, bekomme aber so gewaltige Tritte in den Rücken, daß mir wieder die Sinne schwinden. Da wirft man Frau Morgenstern auf den Wagen. Als sie ihren Mann im Blute liegen sieht, schreit sie so durchdringend, daß ihr Mann zu sich kommt. Er will ein paar Worte lallen, da schlagen sie ihn so, daß er wieder verstummt.

Auch seine Frau wimmert jetzt nur noch leise, sie hat ein paar Schläge ins Gesicht versetzt bekommen und liegt mit dem Kopf in der Ecke des Wagens.

Der Wagen fährt ab. Einer sagt: "Wer sich von den Schweinen erhebt, daß er von draußen zu sehen ist, kriegt eine Kugel."

Eine endlose Fahrt, und doch nur zur Prinz Albrecht-Str. Ich habe mich so weit erholt, daß ich allein hochkomme und abspringen kann, als wir am Ziel sind. Als ich unten lande, schlage ich lang hin, soll aufstehen, komme aber nicht gleich hoch, und da bekomme ich soviel Schläge, daß ich von nichts mehr weiß. In solchen Momenten wäre man glücklich, wenn man nicht mehr wach werden würde. Doch ich werde wieder wach von kreischendem Schreien der Frau Morgenstern. Wurde sie eben erst gebracht, oder ist schon ein Tag vergangen? Bei mir ist es ziemlich dunkel, ich liege am Boden eines kleinen, muffigen Kellerraumes. Da geht auch schon die Tür auf und ich werde hinausgezerrt. Ich höre: 'Zur Vernehmung'.

Morgenstern kann nicht mehr sprechen. Er muß verblutet sein. Frau Morgenstern weiß nichts, und nun soll ich aussagen; von einem Störsender? Ich weiß ja tatsächlich von nichts und erhalte dafür meine Schläge. Eine Stunde später 'Vernehmung' - ich weiß von nichts. Diesmal gibt es Keile mit Ruten. Ich breche zusammen, werde in die Zelle zurückgeschleift. Später holt mich ein SS-Mann aus der Zelle, führt mich in einen Küchenraum. Da soll ich mich säubern, trinken und austreten. Ich habe kaum getrunken, da wird schon mein Name gerufen. Ich stehe vor einem Tisch mit Papier und Tinte, dahinter sitzen ein paar Mann auf Stühlen, in der Mitte sitzt einer, der alles genau von mir wissen will. Sie wollten ein Protokoll aufnehmen, sagten sie.

Bei jeder Frage, die ich nicht beantworten konnte, bekam ich einen Schlag mit der Faust ins Gesicht. Da ich nicht viel beantworten konnte, bekam ich sehr viel. Wieviel Blut doch ein Mensch verlieren kann! - Ob Morgenstern doch noch lebt? - Da ich meinen Mund nicht mehr aufbekam, ließ er mich abführen. Als ich wieder in den Waschraum gehen will, um mein Blut abzuwaschen, erhalte ich einen Schlag ins Genick und schlage wieder lang hin. Da kommen die drei Mann von der Vernehmung dazu. Sie reißen mich hoch, wieder kriege ich Schläge an Kopf, Nacken und Fußtritte ins Kreuz, breche zusammen, komme nicht mehr hoch. Da sagt einer: "Schlagt doch das Schwein tot" und tritt mir hilflosen Menschen mit seinem eisernen Absatz zweimal mitten ins Gesicht.

Die Lippen aufgeplatzt, zerfetzt, Zähne ausgeschlagen, Nase gebrochen, Augen zugeschwollen, so daß ich mit den Fingern die Augenlider auseinandermachen muß, um sehen zu können. - Heute steht in meinem Personalausweis als Kennzeichen: Narbe auf dem Nasenrücken.

Am nächsten Tag früh kam ich nach Moabit zur Justiz. wo man

mich sofort ins Lazarett steckte. Schon nach drei Wochen erhielt ich die Anklage mit Terminvorladung. Ich kam vor ein Sondergericht als Kriegsverbrecher, wegen Amtsanmaßung und Erpressung? -

Meine Verletzungen waren noch nicht verheilt. Ich konnte kaum sprechen, da stand ich schon vor den Richtern. Alle hatten knallrote Roben und Mützen. Einen Verteidiger bekam ich nicht. Mein Geld hatten sie auf dem Balkon gefunden, als sie die Pistole suchten, <sup>doch</sup> <sup>blieb</sup> es ~~war~~ verschwunden. Meine Braut hatte sich wohl als Frauenschaftlerin von mir losgesagt, denn ich hörte trotz meiner Anfragen nichts von ihr.

So wurde ich zu vier Jahren Z verurteilt. Antritt der Strafe nach Kriegsende und nach der Verbüßung Überführung in ein KZ-Lager. Da ich durch meine Straftat versucht habe, mich dem Militärdienst zu entziehen, wurde ich als Kriegsverbrecher gestempelt. Fürwahr, ein mildes Urteil!

### III.

Nach zwei Tagen wurde ich nach Oberbayern, dem ehemaligen Zuchthaus Bernau am Chiemsee, jetzt Kriegsverbrecherlager, gebracht. Zwei Wochen dauerte der Transport bis dorthin. Bei der Ankunft wurden wir sehr grob behandelt: "Kriegsverbrechergesichter" usw. Aber das nur nebenbei. Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich einem Kommando von 20 Mann zugeteilt, das Kies für Betonarbeiten heranschaffte. Ein "Neuer" mußte natürlich die schwerste Arbeit machen. Mit noch 4 Mann wurde ich dazu bestimmt, aus einem Bach, der eiskaltes Wasser vom Gebirge herunterführte, mit einer großen Schaufel den Kies herauszuholen. Ich bekam als Neuer die schlechtesten Gummistiefel, die Sohlen und alles zerfetzt, die schwerste Schippe und die tiefste Stelle im Bach. Bis zum Nabel stand ich im eiskalten Wasser und von oben die sengende Sonne - eine Tortur ohnegleichen. Am zweiten Tage stolperte ich,

schluckte Wasser und ging unter. Kameraden fischten mich nach einiger Zeit heraus und zogen mich ans Ufer. Ich kam wieder zu mir, die Kameraden schippten schon wieder und neben mir stand ein Posten, der mir in die Seite trat: "Wirst du fauler Hund gleich arbeiten! Brückeberger!" usw. usw.

Ich war ganz blau, ohne Hemd, zitterte und flog am ganzen Körper und konnte kein Glied bewegen. Es ging eben nicht. Da gerade eine Kieslore vorbeifuhr, mußte sie anhalten. Ich wurde obenauf gelegt und weiter gings. Dann wurde ich heruntergestoßen und im Trab zu einem Geräteschuppen getragen und hier eingeschlossen. Ich lag und schlief ein. Im Halbschlaf hörte ich immer die Kommandos "Trab - Trab - Trab - Mützen auf, Mützen ab." Es geht hier nämlich alles im Trab.

Mittags kam ein Wachtmann zu mir herein und sagte: "Du Faultier hast nicht gearbeitet, kriegst auch nichts zu Fressen. Dich werden wir auch kleinkriegen." Dabei war ich schon skelettdürr und soo klein.

Feierabend! Von Kameraden werde ich untergefaßt und im Trab mitgeschleppt. Alle 5 - 10 Minuten lösen sich die Kameraden ab; ich mache es ihnen so leicht wie möglich.

Die Bewachung fährt auf Rädern nebenher mit ihren Wolfshunden. Sie fluchen und schreien: "Trab, Trab, Trab!" Wir müssen ganz schön laufen, um nicht zurückzubleiben und gebissen zu werden. Aber auch diese halbe Stunde geht vorüber. Bald sind wir im Saal und es gibt "Essen". Ich liege auf meiner Pritsche und erhalte wieder nichts.

Hunger im Leib und schwer krank phantasieiere ich dem kommenden Morgen entgegen. Beim Wecken meldet mich der Stubenälteste krank. Ich soll dem Arzt vorgestellt werden. Da der feste Bau die Masse der Gefangenen nicht aufnehmen konnte, hatte man im Gelände Baracken errichtet, und eine davon diente als Lazarett.

Die Kranken mußten im Gang warten, bis der Arzt kam. Von ungefähr 20 Krankgemeldeten war ich gegen Mittag der Letzte, der aufgerufen wurde.

Als ich ins Arztzimmer kam, saß hinter dem Schreibtisch ein älterer Herr im weißen Kittel. Er schickte seine Kalfaktoren hinaus, stiert mich an, blättert in Papieren auf dem Tisch, stiert mich wieder an, läßt mich hinsetzen und spricht kein Wort. - Endlich sagt er: "Ich habe deinen Lebenslauf gelesen. Ich kenne dich. Die Welt ist doch sehr klein. Du bist doch Erich und hast einen Bruder, der Fritz heißt? Viele Jahre sind vergangen und du kennst mich wohl nicht mehr? Was macht denn dein Bruder, der liebe Kerl, jetzt? geht es ihm gut? Wir sind damals durch den 1. Krieg auseinandergekommen. Fritz war mein bester Kamerad. Kennst du mich jetzt?" Ich erwiderte ihm, daß mein Bruder 1914 vor Paris gefallen sei und nicht weiß, wer er sei. Da kamen dem alten Manne die Tränen und er fing an, zu erzählen:

"Im Jahre 1912 habe ich mit deinem Bruder bei den 24ern in Neuruppin in derselben Kompanie aktiv gedient. Wir hatten beide das Einjährige, fühlten uns daher besonders verbunden und schlossen enge Freundschaft. Wo einer war, war auch der andere. Meine Eltern wohnten im Spreewald und wenn ich Urlaub und Sonntagsurlaub mit Fritz zusammen hatte, verlebten wir den Urlaub gemeinsam bei deinen Eltern in Wandlitzsee. Der kleine Erich hatte seine Freude daran, wenn er die blanken Knöpfe und die Lackkoppel blankputzen konnte, denn wir hatten schöne Extrauniformen. Wollten wir rudern, ranntest du und besorgtest uns ein Boot. Wenn wir abfahren und uns deine gute Mutter jedem ein Paket zurecht gemacht hatte, brachtest Du uns zur Bahn. Weiß du jetzt, wer ich bin?"

Viele kleine Episoden meiner Kindheit rief er in mir wach. Ich konnte mich seiner sehr gut erinnern und sagte ihm dies. Ja, dieser junge Bursche sei er gewesen. Der liebe Fritz - ja, so spielt

das Leben! Ob meine Mutter noch lebe? Ich sagte ihm, daß nur noch meine Schwestern am Leben seien, auf die er einmal ein Auge gehabt hatte. Aber die sind verheiratet und haben mit ihren Sorgen zu tun. -

"Nun werde ich dir helfen und viel gutmachen, was deine Mutter an mir getan hat", meinte er. "Jetzt soll es dir gut gehen!"

Ohne mich zu untersuchen, ließ er ein Zimmer für mich einrichten. Ich wurde gebadet und mußte gleich dort bleiben, bekam saubere Kleidung, das beste Essen und mußte gleich ins Bett. Ich fühlte mich wie neugeboren. Am Nachmittag kam der Doktor wieder. Er setzte sich auf mein Bett, gab mir Zigaretten und ich mußte erzählen. Erst berichtete ich ihm meine Geschichte und dann mußte ich noch viel über meinen gefallenen Bruder sprechen. Er versprach, zu helfen, wo er könne, ließ noch zu rauchen da. Ich sollte aber nur des Nachts und auf der Toilette rauchen. Nun gut!

Immer wenn die Not am größten - - ich muß doch einen guten Schutzengel haben!?

In drei Wochen war ich genesen. Da sagte mein Arzt: ich müßte leichte Arbeit machen und bliebe in seiner Behandlung. Drei oder vier Tage machte ich Hofarbeit. Da kam er ganz erfreut wieder und sagte: "Jetzt habe ich das Richtige für dich getroffen."

Am Chiemsee war ein neues Rasthaus, auf das Modernste erbaut. Darin waren ungefähr tausend verwundete, amputierte Soldaten untergebracht, die auf ihre Prothesen warten mußten. Die Scheune des alten Rasthauses war als Bootshaus eingerichtet und da lagen so hundert Boote, vom kleinsten Paddelboot bis zum größten Segelkreuzer, alles Liebesgaben für die Verwundeten. Diese mußten instandgesetzt werden, lackiert und so weiter. Dafür sei ich gerade der richtige Mann. Wenn am nächsten Morgen die Kommandos angetreten sind, käme der Direktor des Rasthauses selbst, um sich den

Mann herauszusuchen. Wenn dieser oder der Arbeitsinspektor fragen würde, sollte ich sagen, daß ich schon für ein Bootshaus gearbeitet habe. Er hätte schon alles mit deman besprochen und es sei nur eine Formsache.

Am anderen Morgen, als alles auf dem Hof angetreten war, sehe ich einen Herrn in Seppeltracht, vollgefressen, daß ihm fast die strammen Waden platzen, mit dem Inspektor auf uns zukommen. "Alles was Malers sein, drei Schritt vortrete!" Vier treten vor. Ich stehe am linken Flügel. Am rechten fängt er an. Beim Ersten: "Was sans?" - "Tüncher und Weißbinder". - "Gut, was ham'S schon gemacht? - Wohnungen, Fassaden usw.? Is nix!" Der Zweite: Was san's? Maler! Wo san's her? Aus Berlin. So, was ham's denn schon gemacht? - "Fenster und Türen gestrichen, Wohnungen, Schilder!" - "So. Sonst nix?" "Ja, noch allerhand." "Na, wolle mal sehe." Der Dritte: "Was san's?" - "Tüncher und Anstreicher!" "Wo san's her?" "Aus Westfalen." - "Alles nix", sagt er. Kommt zu mir, schaut mich an, lacht. "Wo san's her?" - "Aus Berlin". "Was ham's schon alles gemacht?" "Alles was vor- kommt im Beruf, besonders Lackieren von Booten und Kutschen." Der Dicke lacht. "Ha! Ha! Ha! Dös san's der richt'ge Mann". Viele feindselige Blicke. Aber der Inspektor freut sich, daß er doch einen richtigen Mann an den hohen Herrn abgeben kann.

Ich werde gleich zur Kleiderkammer gebracht, bekomme lauter neue Sachen, ein weißes Hemd, eine schwarzgefärbte Polizeuniform neue Militärschuhe, Brotbeutel und die nie fehlende schwarze Mütze.

Eine Stunde später stehe ich zum Abmarsch bereit. Die Glocke am Tor ertönt und herein kommt ein Mann in blauer Bluse, der den Maler abholen soll. Nachdem ich vom Inspektor noch Instruktionen erhalten habe, kann ich dem Manne folgen. Wir stehen vor dem Tor, da fragt er, ob ich Radfahren kann. Am Zaun stehen zwei Räder.

Ich bin lange Jahre nicht mehr Rad gefahren, aber ich sage ja, und es geht wunderbar. Mein Begleiter fährt dicht hinter mir. Als wir um eine Ecke fahren, kommt Wald. Er läßt mich absteigen, stellt sich mir vor - ein richtiger Bayer. Mich kennt er schon vom Erzählen. Er bietet mir eine Zigarette an und bittet, ich möge ihm keine Unannehmlichkeiten machen. Ich hätte es sehr gut. Der Chef sei eine Seele von Mensch. Er soll mich zur Elektrowerkstatt im alten Rasthaus bringen, von dort holt mich der Chef persönlich ab.

Die Zigarette hat gut geschmeckt. Ich habe meine Mütze in die Tasche gesteckt und muß an eine andere, kleine schwarze Mütze denken. - - Mein Haar ist schon wieder etwas gewachsen und mein Begleiter meint, es sieht ganz gut aus. Und weiter geht's. Herrgott! Ist das schön!

Um 9 Uhr kommt der Herr vom Ganzen, stellt sich auch vor mit einem schönen Gruß vom Doktor und fordert mich zum Mitgehen auf. Unterwegs muß ich erzählen. Er will viel wissen. Wir gehen über die Reichsautobahn und sind gleich im neuen Rasthaus. Herrlich, direkt am Chiemsee gelegen. Er geht mit mir in den Schankraum - ich fühle mich in die Ordensburg zurückversetzt. # Hinter dem Büfett stehen zwei dralle Mädchen, denen werde ich vorgestellt: "Dös san's der neue Maler." Ich muß ganz rot geworden sein, bin ganz verlegen in meiner Kluft und den kurzen Haaren, so stehe ich in diesem großen, pretzig-schön ausgestatteten Saal. Dann sagt er: "Hierher ist der erste Weg. Hier gibt's 12 Zigaretten, eine Schachtel Streichhölzer und zwei Biermarken zu je 1 Liter. Wenn's wolle, können's gleich rauche und trinke." Ich stecke mir gleich eine Zigarette an, eine Mokri mit Strohmundstück und stecke die Marken ein. Dann zeigt er mir zwei Gebirgslandschaften, die schlecht im Licht hingen. Sie gefielen ihm nicht. Ob ich so was auch malen kann? Ich sagte ihm, daß ich mir das auch zutraue,

aber die Bilder hätten nur schlechte Beleuchtung. "Na, wir sprechen noch darüber. Aber jetzt kommen Sie erst einmal weiter."

Wir gingen durch einen Gang, die linke Seite aus Milchglas-scheiben, ab und zu ein Schiebefenster - die Küche. Er klingelt an einem der Fenster. Es wird sofort hochgeschoben und es zeigt sich ein blitzsauberes, junges Ding mit weißem Häubchen. Sie wird sehr liebenawürdig, als sie den Chef erkennt. Ich werde wieder vorgestellt: "Dös san's der neue Maler." Ein freundliches Lächeln, dann werde ich gefragt, ob ich Kaffee, Milch oder Kakao möchte. Ich bestelle Kakao, doch sie empfiehlt für Nachmittag Kaffee mit Sahne. Ob Honig oder Konfitüre? Ich bin ganz sprachlos und greife zur Konfitüre. Brotschnitten soviel ich will und Stückenzucker, dazu 50 Gramm prima Butter. Ich kriege das Tablett zugeschoben. "Das ist nur heut", sagt der Chef, "morgen wird's Ihnen serviert."

Wir gehen weiter und kommen in den Tagesraum für Angestellte. Bayerische Einrichtung, Radio, an den Wänden Halter mit den neuesten Zeitungen. Jetzt war hier kein Mensch, aber von 9 - 1/2 10 ist hier alles besetzt. Ich soll gleich nach 8 Uhr hier frühstücke. Ich suchte mir einen kleinen Tisch, gleich beim Radio, aus und nahm dort mein Frühstück ein.

Der Chef ließ mich allein und wollte mich um 11 Uhr abholen. Nach langer Zeit hörte ich wieder Radio und verschlang die Zeitungen. Welch eine Wonne!

Um 1/4 11 Uhr kamen drei französische Gefangene herein, sie waren ohne Bewachung. Sie müssen wohl gemerkt haben, daß auch ich Gefangener war, denn nach kurzer Musterung setzten sie sich an meinen Tisch und fingen gleich ein Gespräch mit mir an. René konnte gut deutsch sprechen und ich freundete mich mit ihm an. Er bekam meine Biermarken, er wollte dafür Schokolade und Zigaretten mitbringen.

Um 11 Uhr wurde ich vom Chef abgeholt. Er ging mit mir zum

Bootshaus, nur etwa 5 Minuten vom Rasthaus entfernt. In der großen Scheune liegen überall Boote. In einer Ecke alles durcheinander: Paddel, Ruder, Steuer, Rahen, Segeltuch u.a. Daneben Außenbordmotore, Kanister, Maste. Einige Boote stehen auf Böcken im Mittelbau. Rechts neben dem Tor ist ein Raum abgeschlagen, und als wir durch eine Tür kommen, stehe ich in einer Malerwerkstatt, das gleichzeitig auch Büro ist, mit einem großen Fenster zum See und einem eisernen Ofen, ganz wohnlich. Er geht mit mir zum hinteren Tor und als ich es aufstoße, stehen wir vor einem großen, verwilderten Obstgarten. "Das ist auch Ihrer", sagte er. "Den können Sie, wenn Sie Zeit haben, nebenbei in Ordnung bringen und noch allerhand ernten. Wir haben jetzt kein Personal dazu." Von hier kann man zum alten Wirtschaftsgebäude sehen. Daran ist eine Uhr sichtbar. Wenn es  $3/4$  1 Uhr ist, soll ich zu Tisch gehen. "So. Und bis dahin sehen Sie sich ein wenig hier um." Damit geht er.

Kurz vor 1 Uhr bin ich im Tagesraum. Das ganze Personal ist versammelt und der Chef stellt mich mit den üblichen Worten allen Anwesenden vor: "Das san unser neuer Maler." Dann wird es leer in dem Raum und die Franzosen und ich erhalten unser Essen.

Ich warte bis 5 Minuten vor 2 Uhr und gehe dann ohne Aufsicht zum Bootshaus. Dort stelle ich eine Liste auf für das benötigte Material und Handwerkszeug. Danach schreibe ich einen ausführlichen Brief an meine Braut. Zum Kaffee werde ich geholt, unterhalte mich dort mit den Franzosen und kehre dann wiederum allein zum Bootshaus zurück. Das Rasthaus hat eine Poststelle und davor ist ein Briefkasten angebracht. Daran gehe ich vorbei und werfe den Brief ein (Porto bezahlt der Empfänger). Nach drei Tagen gehe ich zur Poststelle und - siehe da: ein Brief von meiner Braut ist eingetroffen. Darin wurde mir alles vergeben, Geld lag dabei, Briefmarken in Fülle, Paket folgt. Bald hätte sie Urlaub und käme selbst. - War das eine Freude!

### Fluchtgedanken

So vergingen die Tage. Abends um 7, manchmal um 8 oder auch erst um 9 Uhr wurde ich in die Anstalt zurückgebracht, und hier ging es im alten Ton weiter. Es kann sich kein Mensch vorstellen, wie einem zumute ist, wenn man Tag für Tag von der Freiheit ins Zuchthaus eingeliefert wird. Sonntags, wenn es am schönsten in der Freiheit ist, muß man hinter Gittern in der engen Zelle sitzen und bekommt schmale Zuchthauskost.

Jeden Abend beim Einrücken werde ich gefilzt (genau durchsucht) und wehe, ich hätte auch nur ein Stückchen Zucker in meinen Taschen! Es gehört eine kolossale Willenskraft dazu, hier durchzuhalten. Dann noch die Ungewißheit: Verbüßung der Strafe nach Kriegsende und dann Überführung ins KZ. Auf die Dauer geht das nicht, und so kamen die Fluchtgedanken.

Mein Leidensgefährte, der Franzose, hatte bei Tisch schon einige Male davon angefangen und meinte, man solle in die Schweiz fliehen. Doch so einfach stellte ich mir die Sache nicht vor, ich grübelte und überlegte. In einem Boot fand ich ein Paar prima Bootsschuhe, die paßten mir wie nach Maß. Aus Segeltuch ließ ich mir von einem Militärschneider im Rasthaus ein Paar weiße Hosen anfertigen, sie kosteten nur etwas Leinwand. Etwas Geld hatte ich, mein Haar hatte die frühere Länge - wenn ich nur die nötigen Ausweispapiere bekäme!

Wenn meine Braut kommt, werde ich vielleicht welche bekommen!? Ich warte noch ab. Immer wieder ins Zuchthaus! Mein Chef ist ein guter Mensch. Vor vierzehn Tagen war er bei mir und sah sich den Garten an, gerade als die Sonne unterging. Er zeigte mir das Gebirge mit der Fünffingerwand. Ein wunderschöner Anblick - überhaupt das ganze Landschaftsbild ist herrlich. Er als Gebirgler war ganz hingerissen und meinte: "Solch ein Feuer - wer das so im Bild festhalten könnte!"

Ich vergaß es nicht und malte nun schon über eine Woche so nebenbei an diesem Bild. Als Mischfarben habe ich Tubenfarben bestellt, Keilrahmen habe ich selbst gebaut, Leinwand habe ich genug. Auch die schönsten Malpinsel sind vorhanden, ja, sogar eine Staffelei habe ich gebaut. Nun sitze ich bei jeder passenden Gelegenheit hinten im Garten und male. In vierzehn Tagen hat der Chef Geburtstag, dann soll es fertig sein.

Einmal bestellte sich ein Verwundeter ein Boot. Er war grauenvoll anzuschauen. Vielleicht wäre ich an seiner Stelle, wäre ich Soldat geworden? Der Kiefer weg, keine Nase - nur ein Loch - ein Auge weg, auf dem anderen kann er nur wenig sehen. Die Kopfhaut fehlt und auch die Ohren. Was soll aus solchem Menschen werden?

Ich hasse den Krieg! Warum? Wer kann das verantworten? Ich sah hier Frauen ohne Brüste. Eine Brust und ein Arm weg, viele ohne Arme, viele ohne Beine. Sie treiben Gymnastik am See und warten auf künstliche Glieder.

Soviel Elend auf einem Fleck, es kommt einem das Grauen. Mußte denn so etwas sein? Und noch immer mehr! Es war ja kein Ende abzusehen! -

Es wurde eine Jolle bestellt von einem Flieger-Oberleutnant. Ein Bursche fuhr ihn zu mir: Ritterkreuzträger - ohne Beine! In seiner abgeschossenen, brennenden Maschine hat er sie verloren. Als die Jolle fertig ist, läßt er sich aus dem Wagen heben. Da sehe ich, daß er nur zwei kurze Stummel hat und darüber Schuhe oder besser gesagt, Lederkappen. Er stützt sich auf seine langen Arme wie ein Gorilla, läßt sich ins Boot heben, steht oder sitzt auf seinen Stummeln und segelt, segelt jeden Morgen ein bis zwei Stunden.

Eines Morgens kommt er nicht. Um 9 Uhr geht bei mir die Tür auf. Sie klingelt, ich gehe nach vorn. Da steht im Türrahmen ein

kleines, süßes Mädelchen von ungefähr zwei Jahren, im hauchdünnen, rosa Musselinkleidchen, wie ein Engelchen, eingerahmt vor mir. Sie hält mir ein Päckchen mit rosa Band und Schleifchen verschnürt entgegen und sagt ganz verschüchert: "Von Mammi". Ich sehe zur Tür hinaus: da steht noch so ein Engelchen, gibt mir die Patsche und sagt: "Duten Tag". Reizende Zwillinge, zum Verwechseln. Dann kommt hinter einem dicken Baum der Offizier in voller Uniform, gestützt auf zwei Stöcken, hervor und neben ihm ganz in Rosa, seine junge Frau. Sie kommt gleich auf mich zu, stellt sich vor, gibt mir die Hand und überschüttet mich mit Dankesworten. Dann muß ich das Päckchen nehmen. Sie ist überglücklich, ihren Mann wieder zu besitzen.

Es muß ein gutgewachsener, schöner Mann gewesen sein. Er verabschiedet sich von mir und bedankt sich für meine Hilfe. Dann gehen sie ins Rasthaus. Ich sehe ihnen lange, lange nach. Eine schöne, glückliche Familie, diese Vier, und doch welch ein Elend! Wenn doch alles nur bald vorbei wäre!!

Hundert gute Zigaretten und drei Tafeln Schokolade sind in dem Päckchen enthalten. Das bleibt für meine Braut. Wenn sie nur schon erst hier wäre!

Mein französischer Freund wird ungeduldig, er will übers Gebirge, ehe es zu kalt wird. Manchmal müssen mir die Franzosen beim Transport der Boote helfen. Sie haben einen Wachmann, doch der bringt sie vom Lager zur Arbeitsstelle und läßt sich den ganzen Tag nicht sehen, bis er sie am Abend wieder abholt. Sie erhalten von mir viel zu rauchen, denn sie rauchen sehr stark. Wo ich den Tabak herhabe? Alle Verwundeten rauchen. Mit allen Zimmermädchen stehe ich gut. Sie schütten die ganzen Aschenbecher in einen Beutel aus, den ich für diesen Zweck angefertigt habe. Mittags hole ich mir den vollen Beutel ab. Die Stummel, manchmal ganze Zigaretten, werden aufgemacht und der Tabak kommt in einen

Sack. Manchen Tag habe ich 250 bis 300 Gramm, eine prima Mischung. Also bin ich auch mit Tabak reichlich versorgt.

Ein Kanister mit 100 Liter Benzin ist für meine Motore angekommen. Ein leichtes Kanu, worin vier Mann Platz haben, habe ich ausgesucht, dazu einen starken Außenbordmotor, den ich leicht und schnell anmontieren kann. Er ist wie neu und springt gleich an. Der Urlaub meiner Braut hat schon begonnen. Wann kommt sie? Wo kann sie wohnen? Wie können wir uns heimlich sehen und sprechen?

Wieder kam mir das Schicksal zur Hilfe. Der Geburtstag des Chefs war herangerückt. Sein Bild stand fertig im Garten, es war wohl eines meiner besten Bilder. Hier, in den vielen einsamen Stunden hatte ich alles hineingelegt, was mein Können hergab. Bei meinen Bestellungen hatte ich eine breite Profilleiste mitbestellt, Sägen, Leim, Nägel, alles war da und so machte ich einen schönen Rahmen dazu. Eingerahmt stand es auf der Staffelei, mit Leinwand verdeckt. Aus "meinem" Garten pflückte ich einen großen Strauß und ließ mich um 8 Uhr früh melden. Ich überreichte ihm die Blumen und gratulierte. Er war sehr erfreut, gab mir ein Glas Wein, tat aber sehr beschäftigt. Ich bat ihn dann, im Laufe des Vormittags zu mir zu kommen, da ich dringend mit ihm zu sprechen hätte. Ein eiliges Ja, Ja - und damit war ich entlassen. Er ließ sich nicht sehen, und ich war ganz verärgert. Doch gleich nach Tisch konnte ich ihn dann erwischen. Er hätte es ganz vergessen, aber er käme gleich mit herüber. Er war schon ganz schön angeheitert und war zufrieden, daß er sich bei mir etwas erholen konnte. Was ich denn nun wollte? Das könne ich ihm nur im Bootshaus erklären. "Schön." Bald waren wir da. "Nun, was ist?" - "Kommen Sie bitte mit in den Garten." Er sieht sich im Garten um, sieht die Staffelei und die abdeckende Leinwand, stutzt. Ich trete heran, nehme den Vorhang zur Seite und enthülle die Herrlichkeit. Ich war selbst entzückt von der Pracht. Sprachlos

steht er lange Zeit davor, dann dreht er sich zu mir herum und ich sehe Tränen in den Augen dieses starken Mannes. Er gibt mir die Hand, und indem er zu mir spricht, laufen ihm die Tränen über die Wangen. "Mein Lieber, das ist das schönste Geschenk meines Lebens, und ich habe bestimmt schon gute Geschenke erhalten! Nein, sowas! Wie kann ich das nur gutmachen? Heut sind Sie mein Gast. Packen Sie ein, wir gehen zu mir, kann kommen, was da will. Was ich für Sie tun kann, das wird gemacht. Sie haben noch mehr Gönner, die heut bei mir zu Gast sind. Der Doktor, Ihr Direktor und ich. Wir sind Skatbrüder und wir drei haben oft von Ihnen gesprochen. Vielleicht wird alles gut. Ich werde auf alle Fälle versuchen, Sie rauszuschlagen. Ich bin heut so froh! Wenn Sie einen besonderen Wunsch haben, wird er erfüllt, sofern es in meinen Kräften steht. Wie soll ich denn das wieder gutmachen?"

Ich sagte: "Herr Direktor. Ich nehme Sie beim Wort! Ich habe einen Wunsch, den Sie erfüllen können. Frei können Sie mich nicht lassen, das weiß ich, aber ich habe ein Braut in Berlin. Sie hat jetzt Urlaub. Wenn Sie das arrangieren könnten, daß sie während des Urlaubes in meiner Nähe wohnen kann und daß ich während meiner freien Zeit mit ihr zusammen sein kann? Sie wäre vielleicht schon hier, aber sie ist ängstlich."

Inzwischen hatte ich das Bild verschnürt und will mit ihm gehen. Da meint er: "Ich habe mir die Sache überlegt. Sie bleiben hier bis 1/2 5 Uhr, dann bringen Sie das Bild in meine Privatwohnung. Dann sind alle Gäste da. Die sollen staunen! Kaffee und Abendbrot essen Sie heut bei mir. Ich gehe sofort zur Post und gebe ein Telegramm an Ihr Fräulein Braut auf. Übermorgen kann sie schon hier sein. Die Kosten trage ich, wohnen kann sie im alten Rasthaus. Dort ist es gemütlicher als im neuen. Alles andere wird sich dann finden." Und weg war er.

Ob diese Menschen wirklich für mich etwas tun können? Wenn

sie es auchwollen - viel wird versprochen von diesen Herren, doch wenn sie nüchtern sind, ist alles vergessen. Ob ich noch fliehe? - -

Der Herr Direktor hatte mich wohl schon bei seinen Gästen angekündigt. Im Parkettsaal waren zwei Tafeln angerichtet für ungefähr 40 Personen. Ich wurde schon erwartet, denn die Gäste strömten gleich auf mich zu. Alle waren sicher neugierig, was da kommen würde. Der Chef führte mich ins Wohnzimmer, hier lagen die Geschenke. Besonders viel Blumen, auch mein großer Strauß war dabei. Mein Doktor half mir beim Auspacken. Ich sagte, daß ich das Bild erst zeigen möchte, wenn es an seinem Bestimmungs-ort hängt. Wir drei gingen ins Herrenzimmer, wo ich es günstig anbrachte, und dann ließ er die ganze Gesellschaft herein. Die Überraschung war groß, alles war begeistert und einige wollten auch gleich ein Bild bestellen. Doch ich mußte vorerst ablehnen!

Dann drängte alles zur Kaffeetafel, nur die drei Skatbrüder blieben zurück, um über mein Schicksal zu beraten. Die Hausfrau gesellte sich zu mir, brachte mich zur Diele, gab mir ein schwarzes Jakett, das mir ausgezeichnet paßte. Von hier ging sie mit mir ins Badezimmer. Hier lag ein weißes Oberhemd und eine schwarze Krawatte. In fünf Minuten war ich ein anderer. Ja, Kleider machen Leute! Alles machte Ah und Oh, als ich eintrat. Auch die drei Freunde saßen an der Tafel und der Z.-Direktor lachte aus vollem Halse. Er hatte im Z angerufen und da er mich brauchte, beurlaubt. Ja, was solch ein allmächtiger Mann nicht alles kann!

Zuerst fühlte ich mich gar nicht wohl, doch schon um 7 Uhr war alles in Stimmung. Ich konnte fleißig mittrinken, durfte sogar ein paar Tänzchen machen, war aber, da ich nicht in Form war, schon um 10 Uhr so weit, daß ich im Bad einquartiert wurde. Da hier auch die Toilette für Damen und Herren war, bekam ich soviel zu hören und zu sehen, daß ich nicht schlafen konnte. Alles dach-

te doch, ich schlief schon längst in meiner Badewanne. Am nächsten Morgen um 7 Uhr waren die Letzten gegangen. Da machte ich mich auf zur Arbeit.

Der Chef kam am Nachmittag zu mir, erzählte sehr viel von seinem Geburtstag und legte sich im Garten ins Gras. Hier schlief er bis zum Feierabend, wo ich ihn weckte.

Ich hatte ihn gefragt, ob ich nicht immer bei ihm schlafen könne, wie in der vergangenen Nacht, aber er wollte nichts davon wissen. Ich dachte: 'Katerstimmung' und mußte wieder ins Zuchthaus zurück. Die Beamten hatten wohl von meiner Begünstigung etwas erfahren und waren besonders bissig. Manches Schimpfwort bekam ich zu hören und in meiner Wut dachte ich nur, wie ich bloß recht schnell von hier fortkäme und - auf Nimmerwiedersehen?!

Wieder arbeitete ich fleißig; der Doktor war hier und hatte sich ein Bild bestellt.

Es ist bald 4 Uhr und ich will gerade zum Kaffee gehen, da geht die Tür auf und der Chef kommt mit einer Dame am Arm herein, sagt etwas und läßt die Dame bei mir stehen. Ich traue meinen Augen kaum: wie vom Himmel gefallen steht schick und schön meine Braut vor mir. Sie kann vor Aufregung kein Wort hervorbringen und weint nur. Engumschlungen, als wollten wir uns nie mehr trennen, will ich mich beim Chef bedanken, doch der ist verschwunden. Jetzt gehe ich nicht mehr zum Kaffee, denn viel haben wir uns zu erzählen. Unter Lieben und Kosen vergeht die Zeit viel zu schnell. Es klingelt. Mein Kerkermeister will mich abholen. Da er nichts von dem Besuch wissen darf, gebe ich meiner Braut meinen Schlüssel, nehme den Ersatzschlüssel vom Brett, schließe damit ab. Dann gehen wir, die Räder holen und fahren dem Zuchthause entgegen.

So ungern wie heut bin ich noch nie ins Zuchthaus zurückgegangen! Es ist furchtbar!

Meine Braut weiß, wie sie ungesehen durch den Heckenzaun zu mir gelangen kann. Ein Liegestuhl steht im Garten, das Wetter ist schön und so verbringt sie die meiste Zeit bei mir. Ich erkläre ihr, daß ich es hier nicht mehr lange aushalte, wenn ich jeden Abend ins Zuchthaus zurückmuß. Sie solle mir Ausweise besorgen und so fort. Sie will nichts davon wissen und nichts damit zu tun haben. 2000 Mark hat sie mir aber schon gebracht von meinem Geld.

### Die Flucht

Für mich steht die Flucht fest. Die Abreise meiner Braut kann ich kaum noch erwarten. Vorbereitet ist soweit alles und René, mein Freund, drängt alle Tage.

Vierzehn Tage wollte meine Braut noch bleiben, doch schon jetzt sagte ich ihr, daß ich es nicht länger aushalte, mich alle Tage von ihr zu trennen. Sie macht mir nur das Herz schwer, und wenn unser Zusammensein entdeckt wird, verliere ich meinen schönen Posten usw. Da reist sie ab. Ein schwerer Abschied unter Tränen. Sie hatte wohl das Gefühl, daß wir uns nie wiedersehen würden. Und sie sollte recht behalten.

Der Chef war ganz bestürzt. Warum? Selbst der Zuchthaus-Direktor wußte doch Bescheid! Ich erklärte ihm, daß ich die Tortur nicht länger ausgehalten hätte, und er hatte Verständnis dafür. Ja, wenn die wüßten!

Ich bestellte den Franzosen, sie sollten mir helfen bei den Booten. René konnte gut deutsch sprechen und da wir Zeit hatten, besprachen wir alles genau. Seine Freude war groß.

Am nächsten Morgen um 7 Uhr wollte ich mit dem Kanu an einer bestimmten Stelle im Schilf, nicht weit ab vom Bootssteg, auf sie warten. Ich brachte noch verschiedene Sachen zum Boot, versuchte den Motor; alles war in Ordnung. Da ein Franzose nicht mitmachen

wollte, waren wir noch drei Mann. René, groß und kräftig, 32 Jahre, Charles 22 Jahre alt, klein aber zähe, und ich.

7 Uhr früh: Ich liege im Boot im Schilf versteckt und warte auf meine Fluchtgefährten. Die Nerven sind gespannt zum Zerspringen. - Endlich - ein Geräusch - dann Flüstern und sie sind da. Sie müssen sich lang ins Boot legen. Ich schiebe das Kanu ins freie Wasser, setze mich ans Heck mit einer selbstgemachten weißen Mütze, damit ich von weitem nicht erkannt werden und werfe den Motor an. Schon beim zweiten Mal ist er da und ich bringe ihn gleich auf Touren.

Es scheint alles herrlich zu klappen.

Die Nerven sind nach ein paar kräftigen Zügen aus der Zigarette wieder beruhigt und die spiegelglatte Fläche des großen Chiemsees liegt vor mir.

Ich schaue mich nicht um, nur René hat seinen schönen Kopf etwas über den Bootsrand erhoben und beobachtet scharf. Wenn alles gut geht, haben wir einen Vorsprung von 10 Stunden, bevor unsere Flucht entdeckt wird. Es ist ein erhabenes Gefühl! Frei! Frei!!

Vor uns liegt eine Insel, die wollen wir rechts liegen lassen. Größer und größer wächst sie aus dem Wasser.

René blickt schon ein Weilchen unruhig zurück, er sagt aber kein Wort. Beunruhigt schaue ich das erste Mal zurück und werde blaß. Das große Motorrettungsboot hat losgemacht und am immer Größerwerden der Bugwelle mit genauem Kurs auf uns erkenne ich, daß wir schon jetzt verfolgt werden. Ich gebe Vollgas, muß aber verzweifelt feststellen, daß wir dem starken Boot bei weitem nicht gewachsen sind und in höchstens einer Stunde das Rennen aufgeben müssen.

Wir nähern uns der Insel. Ich will sie rechts liegen lassen, um geradeaus unsere geplante Anlegestelle auf kürzestem Wege zu

erreichen. Da beginnen auch noch die Sirenen zu heulen und alarmieren die ganze Umgegend.

Jedes Mal, wenn Gefangene geflohen sind, werden Sirenen in Tätigkeit gesetzt, um die Bevölkerung und das Wachpersonal zur größten Aufmerksamkeit und zur Wiederergriffung der Geflüchteten aufzufordern.

Um den Verfolgern zu entkommen, mußte ich sie irreführen. Anstatt nun geradeaus zu landen, fuhr ich dicht am Ufer der Insel entlang. Im Bogen umfuhr ich die Insel, um aus Sicht zu kommen, fuhr um die halbe Insel herum und wir blieben im Schilf versteckt liegen und warteten ab, was weiter kommen würde.

Der Trick gelang. Die Verfolger rasten mit größter Geschwindigkeit geradeaus, an der Insel vorbei. Charles hatte ein Fernglas organisiert und damit konnte ich jetzt gut beobachten, was weiter geschah.

Auf dem Boot sah ich zwei Soldaten, den Maschinisten, 8 SS-Figuren und zwei Wolfshunde. Ein SS-Mann hatte ebenfalls ein Fernglas und suchte damit das Ufer ab, wo wir landen wollten. Dann sah er zur Insel zurück und kam auch zu der Stelle, wo wir lagen. Jetzt stellte das Boot seine hohe Geschwindigkeit ein und fuhr immer langsamer. - Waren wir entdeckt?! Ob sie in der Sonne mein Glas haben aufblitzen sehen?

Wir duckten uns tief ins Schilf, unsere Herzen brannten. Trotzdem beobachtete ich weiter. Da zeigte ein Soldat nach vorn, zu unserer geplanten Landungsstelle, sicher nahmen sie an, daß wir schon dort gelandet waren, denn unser Kielwasser war dicht am Ufer verschwunden und konnte uns nicht verraten haben. Sie nahmen wieder Fahrt auf und fuhren genau zu der Stelle, wo wir landen wollten. Wie war das möglich? Da sagte Rene: "Da wird uns wohl der zurückgebliebene Landsmann, dieses Schwein, verraten haben, denn nur so ist es denkbar, daß sie die Landungsstelle wis-

sen und daß unsere Flucht so schnell bemerkt wurde." Auch mir leuchtete das ein.

Jetzt sah ich sie landen. Die SS lief mit den Hunden am Ufer entlang. Die anderen machten das Boot fest und liefen hinterher.

Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde vergeht, niemand ist mehr zu sehen. Unsere Untätigkeit wird zur Qual. -- Sie müssen ins Innere vorgestoßen sein. René sagt: "Wenn die noch länger wegbleiben, fahren wir hinüber und kapern uns das große Boot!" Unsinn. Ja, wenn wir fliegen könnten! Wir brauchten vielleicht 1 - 1 1/2 Stunde bis dorthin. In der Zeit sind sie bestimmt am Boot und nehmen uns warm in Empfang. Ungeduldig reiße ich den kleinen Motor an, fahre dicht am Schilf weiter um die Insel herum, immer in Deckung. Da sehe ich in weiter Ferne unser Rasthaus wieder liegen. Soll ich zurückfahren und um Verzeihung winseln? Vom Boot aus sind wir nicht mehr zu sehen. Da reiße ich das Steuer herum und fahre im spitzen Winkel zurück. Wir werden eine andere Landungsstelle finden. --

Bald kann ich das große Boot wieder sehen. Alles ist noch still, kein Bluthund zu sehen. Tollkühn fahre ich weiter. Wenn sie jetzt zum Boot zurückkommen und uns sehen, können sie uns abschießen wie die Hasen.

Ich entdecke eine kleine Ausbuchtung, wo uns das spärliche Schilf eventuell eine Landung gestattet. Zehn Meter vom Ufer entfernt setzt der Motor aus. Als ich die Schraube von den Schlingpflanzen befreie, genügen ein paar Paddelschläge bis ziemlich ans Ufer. Wir packen unsere Habseligkeiten zusammen und steigen aus. Bis zum Bauch im eisigen Wasser ziehe ich das Boot noch nach und verstecke es im Schilf.

Fünf Minuten verharren wir noch, beobachten und lauschen. Das Motorboot liegt noch am alten Platz.

Weiter geht die Flucht! Schwer bepackt stolpern wir durch das Dickicht. Wir müssen uns nach der Sonne richten. Nur weiter, fort! fort! Endlich ein Weg. Jetzt geht es schneller. Wir keuchen so manchen steilen Berg hinauf, sind todmüde, aber weiter. Ich staune, daß unser kleiner Charles nicht schlapp macht! Kein Haus, kein Dorf! Aber es ist gut so! Dann sinkt die Sonne. Wir suchen einen Lagerplatz, essen und fallen um vor Erschöpfung.

Ein wunderschönes Fleckchen Erde durchhetzen wir. Schade, daß man diese Natur nicht in Ruhe genießen kann.

Es graut ein neuer Tag, als ich von René geweckt werde. Wir sind noch wie zerschlagen. René, der Gute, hat schon für jeden auf dem Spirituskocher ein Schlückchen Mokka gekocht, dazu gibt es eine Tafel Schokolade. Dreißig Tafeln haben meine Freunde mitgebracht. Wir teilen unsere Vorräte auf für den Fall, daß wir auseinander gerissen werden. Jeder 9 Tafeln Schokolade, ein Pfund von meinem Tabak, 150 Zigaretten, 1 1/2 großes Brot, 1/2 Pfund Margarine, 1 Pfund Schmalz, 5 Büchsen Fleisch und Würst und noch andere Kleinigkeiten. René behält den Kocher.

Jeder hat noch eine 10 Meter lange Leine, eine Decke, Wäsche Kleidung. Allers verpackt in Rucksäcken, die ich aus Zeltbahnstoff für jeden angefertigt habe.

Die Sonne geht auf: Schwer bepackt, aber "frei", geht es weiter. Wir hatten auch reichlich Geld, denn wir wollten uns einen Führer mieten, der uns sicher durch alle Fährnisse führen sollte. Doch jetzt müssen wir erst allein versuchen, zu entkommen. Es wird ziemlich steil. Wir kraxeln schon zwei Stunden. Plötzlich hören wir ein Rind brüllen.

Nachdem wir noch eine Stunde gestiegen sind, immer dem Brüllen nach, sehen wir einige Kühe auf der Weide. Nicht weit davon am Waldrand ein Häuschen, aber keinen Menschen. Das Heulen der Sirenen hatte noch nicht aufgehört. Alle paar Stunden drang der

Ton bis hier oben herauf. Also hieß es immer noch, sehr vorsichtig zu sein. Doch wir wollten einen sicheren Führer haben und da ich am besten deutsch sprechen konnte, erbot ich mich, zu erkunden, wer und was dort wohnen würde.

Ich gehe zum Haus. Da sich kein Mensch sehen läßt, gehe ich hinein. Drinnen schreit ein junges Weib laut auf. Ich begrüße sie freundlich und frage, warum sie so schreit. Da sagt sie: "Es sind wieder welche ausgebrochen. Ich bin allein hier und darum meines Lebens nicht sicher." Und als ich Fremder hier heraufkam, habe sie solche Angst. Ich fragte sie, ob ich denn so gefährlich ausschaue. Sie verneint. "No, net so sahr", und sie hätte auch gar keine Angst mehr. Wo ich herkäme und wo ich hinwolle. Sie will mir gleich Milch geben und etwas zum Essen, da spricht es sich leichter. Damit setzt sie mir Brot, Butter, Käse und Milch vor. Nun, ich sah, daß ich einen guten Menschen vor mir hatte und sie allein war, trank ich die Milch und erzählte ihr meine Geschichte. Zur Bekräftigung meiner Erzählung piff ich auf den Fingern, und wie aus der Erde geschossen standen auch schon meine beiden Gefährten bei uns. Dann setzten wir uns alle und berat-schlagten. Da Chafles in der Almwirtschaft Bescheid wußte, wollten wir allein hier bleiben und die dralle Dirn wollte uns einen Führer besorgen. Sie machte sich schnell fertig, nahm eine Kiepe mit Butter auf den Rücken, rief ihren Hund, der bis jetzt noch keinen Laut von sich gegeben hatte, dazu noch 1000 Mark von mir für einen eventuellen Führer und wollte gegen Abend wiederkommen. Sie sagte noch, wir müßten gute Menschen sein, sonst hätte der Hund gebellt und uns gebissen. Durch dieses alles hatte ich Zu-trauen, doch René war mißtrauisch. Na, wir mußten eben abwarten und machten es uns hier bequem.

### Bluthunde

Durch das Warten wurde uns die Zeit zur Ewigkeit. Die Kühe lagen und käteten wieder, es begann bereits zu dunkeln. Eine unheimliche Stille herrschte hier oben.

Da hörten wir deutlich Schritte und hastiges Atmen, dann einen jauchzenden Ruf, und wir lachten uns entspannt an. Das Dirndl war da. Sie hatte einen Mann gefunden, der bald kommen würde, um sich das schöne Geld zu verdienen. Wenn er kommt, müßten wir gleich aufbrechen, denn er wollte die Nacht benutzen und uns führen. Das Warten wurde unerträglich lang. Wir hörten einen Hund bellen. Das Dirndl meinte, das wäre nicht ihrer, vielleicht bringt der Xaver einen Hund mit? -

Da - wieder Bellen - etwas näher und aus der Richtung, aus der wir gekommen waren.

Wir wurden unruhig. Am meisten Angst hatte das Mädchen. Ich wollte los zu ihrem Dorf, dem Bergführer entgegenlaufen, doch sie sagte, wir würden uns in der Dunkelheit das Genick brechen und den Xaver verfehlen, der ja gleich kommen müsse. Sie hätte einen kleinen Kühlraum dicht beim Stall, darin sollten wir uns solange verkriechen. Wir rannten hin, verkrochen uns in dem Raum, der kaum einen Meter hoch war, sie deckte eine schwere Bohle, die als Klappe diente, darüber und breitete noch Heu darüber aus. Dann hörten wir deutlich, wie sie schnell losrannte.

Wenn jetzt die Bluthunde kommen, sitzen wir in einer richtigen Falle. Doch wir hoffen noch, daß alles harmlos verlaufen wird. René hatte eine Leuchtuhr und sagte leise: "Schon eine halbe Stunde!" Ich halte es nicht mehr länger aus. Wir wollen raus und sehen, was los ist." Da raschelt es über uns im Heu. Wir halten den Atem an. - Dann ein mörderisches Bellen und Jaulen und wir hören deutlich rennen - fluchen - dann Rufen - "Hier sind sie!" Wir wußten, unser letztes Stündlein hatte geschlagen. Die Häscher

waren über uns! - Wir hörten sie toben und einer schrie: "Laß sie einzeln rauskommen, wir knallen sie ab. Auf der Flucht erschossen! Kräht kein Hahn nach!"

Alle schriegen durcheinander, es mußte eine große Meute sein. Jetzt wurde die Bohle hochgehoben und wir wurden mit Taschenlampen angestrahlt, so daß wir nichts unterscheiden konnten. Dann schossen sie, wohl mit Absicht daneben, denn aus dieser Entfernung hätten sie uns treffen müssen. Ich merkte, daß ich noch lebte und kein Schuss getroffen hatte. Auch meine Freunde schrien nicht. Dann rief einer: "Raus ihr Hunde!" Gleich stand ich auf und hob die Hände und sprang hinauf. Ich wurde mit den Händen auf dem Rücken gefesselt. René und Charles lagen noch immer im Loch. Hatte es sie doch erwischt? Der eine Bluthund schoß sein Magazin mit den Worten leer: "Das sollt ihr Strolche blüsen!" Wieder waren es nur Schreckschüsse, denn beide standen wie auf Kommando auf, streckten die Arme hoch und - - lachten mich an. Die lieben Kerle wollten mir Mut machen.

Da man nur zwei Handschellen bei sich hatte, wurden wir zusammengeschlossen, René links und Charles rechts von mir. Dann brachte man uns hinaus und stellte uns an die Hauswand. Sie sprachen von Erschießen, um uns Angst einzuflößen, doch jetzt war die Angst um unser Leben vorbei. Ein Posten blieb bei uns und die anderen gingen ins Haus. Ich hörte, daß sie auf die Bewohner warten wollten, aber es ließ sich weder das Mädel noch der Bergführer blicken und - mit ihnen war das Geld futsch. Wir hörten noch, wie sie das Haus durchsuchten und nichts fanden.

Sie fraßen und sofften, die Posten lösten sich bei uns öfter ab und der eine war immer besoffener als der andere. Sie hatten Feldflaschen voll Schnaps bei sich, und wenn sie bei uns standen, nahmen sie ab und zu einen Schluck und rochen nach Fusel. Ob die uns heil im Lager abliefern würden?

Wir mußten bis zum Morgengrauen auf der Stelle stehenbleiben und durften nicht sprechen. Die SS tobte die ganze Nacht. Ein Hund saß die ganze Nacht bei uns und flitschte die Zähne.

Es wurde heller und heller. Da ging es los mit Caracho. Wir blieben zusammengeschlossen, die Hunde kniffen uns manchmal in die Beine und wir bekamen manchen Stoß mit dem Karabiner, doch war der Weg bis zum See gar nicht so weit, wie er uns vorgekommen war. Unser Boot hatten sie gefunden und jetzt schwamm es einträchtig neben dem großen Boot. Man hatte unsere Ankunft bemerkt und ein Soldat ruderte jetzt "unser" Kanu so dicht ans Ufer, wie nur eben möglich. Wieder blieben wir zusammengeschlossen und einer meinte: "Laß die verrückte Bande doch versaufen!" Doch es war ja nicht so tief und wir unterstützten uns gegenseitig. Auch der Soldat griff mit zu und half uns ins Boot. Wir wurden in Schlepptau genommen und fünfzig Meter weiter, wo eine bessere Stelle war, wurde die SS mit den Hunden übernommen und so ging die Fahrt los.--

Als wir beim Rasthaus landeten, war der Steg und das Ufer voller Menschen. Gleich vorn stand der Chef und in seiner Aufregung sprach er mich an: "Wie konnten Sie nur?" Ich wollte erklären, hatte kaum ein Wort heraus, da bekam ich schon einen Schlag ins Gesicht. "Maul halten!" und weiter gehts.

Am Rasthaus wurde ich einzeln geschlossen; die Franzosen bleiben zusammen. Sie haben Tränen in den Augen und möchten mich drücken, werden aber zurückgerissen. Ich muß meinen dornenvollen Pfad allein antreten. Mit Fluchen und Stoßen erreichen wir das ehemalige Zuchthaus. Hier gab es die übliche Keile, dann wurde mir die blutige Kleidung abgenommen und ich erhielt alte Anstaltskleider und runter gings in den Keller. In einer dunklen Arrestzelle konnte ich über mein verfehltes Leben nachdenken.

Auf nach Brandenburg.

Drei Wochen verbrachte ich bei Wasser und Brot. Dann ging ein Transport nach dem Zuchthaus Brandenburg, dem auch ich zugeteilt war.

Auf der Station Hof traf ich einen polnischen Studenten, der dort eingeliefert wurde. Er war 25 Jahre alt. Sehr gut deutsch sprechend erzählte er mir sein Elend:

Sie waren 300 Landsleute, die von Maudhausen nach Hamburg gebracht werden sollten für Aufräumungsarbeiten und Bombenkommandos. Über München bis Hof waren sie über drei Wochen unterwegs, ohne Wasser und Essen. Drei Viehwagen, in jedem ein paar Bunde Stroh, darin wurden sie transportiert. Die Wagen durften sie nie verlassen, ihre Notdurft verrichteten sie in einer Ecke des Wagens. Hunger stellte sich ein. Zuerst fanden sie im Stroh ein paar Kornähren, später aßen sie das Stroh. Am schlimmsten war der Wassermangel. Alles Bitten, Schreien und Toben half nicht, sie blieben unter Verschluss, ohne Wasser, ohne Essen.

In einem Wagen hatten sie sich durch die Dielen ein Loch gemacht, doch beim Verlassen des Wagens wurden ein paar Mann abgeschossen. Sie verschmachteten und starben wie die Fliegen. Tage-lang war in den Waggons nichts mehr zu hören. Bei Hof wurden sie wieder auf ein totes Geleis gefahren. Die SS-Bewachung schloß die Wagen auf, ging hinein, stießen die Toten mit Stiefeln und Seitengewehren in die Seiten, doch nichts regte sich mehr. Nun ließen sie die Türen offen stehen und entfernten sich. Sie gingen in die Stadt und werden dort ihre Heldentat gefeiert haben!?

Der Student und noch einer lagen unter den Toten; sie lebten aber noch, schleppten sich weiter und suchten zu trinken. Halb wahnsinnig drangen sie in der Nähe bei einem Bauern ein; es war Nacht. Hier tranken und aßen sie sich satt, fanden alte Kleidung, besonders für ihren Kopf, damit sie nicht erkannt würden, denn

durch ihr Haar ging von der Wirbelsäule bis zur Stirn ein vier bis fünf Zentimeter breiter, ausrasierter Streifen. Das war das Kennzeichen der Polen.

Ein paar Tage konnten sie sich halten, doch als sie bei einem Bauern um Arbeit und Brot bettelten, wurden sie festgehalten und wieder eingeliefert. Der Freund wurde auf der Flucht erschossen; jetzt erwartet der Student sein Urteil. O, Bestie Mensch

Heil und gesund kam ich in Brandenburg an. Dort bekam ich saubere Kleidung und einen kahlen Kopf geschoren. Längere Zeit mußte ich in meiner Zelle Federn sortieren und Linolfiguren kratzen, dann forderten die Brennaborwerke Munitionsarbeiter an, und ich wurde auch dazu bestimmt. Dicht bei dem Zuchthaus waren große Hallen errichtet, in diesen wurde Tag und Nacht gearbeitet. Munition im Brennabor-, Flugzeugteile im Aradowerk. Nachdem ich 14 Tage Rißprüfer war, wurde ich Hausmaler für Brennabor. Hier bekam ich Farben und Pinsel und fing heimlich während der Arbeitszeit zu malen an.

Wie sich mancher Mitgefangene noch erinnern wird, hatte ich mir in einem großen Waschraum, der nicht benutzt wurde, ein richtiges Atelier eingerichtet, wo ich angeblich für das Werk Schilder anfertigte. In Wirklichkeit malte ich hier für Justizbeamte und Werkmeister Bilder. Mein Ruf drang bis zur Anstaltsleitung, selbst der Zuchthausdirektor bestellte sich ein Bild bei mir. Ich bekam eine Zelle eingerichtet, war in meinem Element und malte. Damit es nicht auffiel, wenn eine Kommission kam, mußte ich noch kleine Verordnungsschilder machen und eine Zu- und Abgangsliste führen. Da mir das Sitzen in der Zelle aber nicht zusagte, bat ich um Beschäftigung außerhalb der Zelle. So wurde ich -

Todeskandidaten-Kalfaktor. 1944.

Das Zuchthaus war in vier Häuser und das Lazarett aufgeteilt. In Haus I, welches Hauptwachtmeister Neumann unterstellt war und

in Haus II, in welchem Hauptwachtmeister Fieße sein Regiment führte, waren je zwei Abteilungen, in denen die Todeskandidaten untergebracht waren.

Im Oktober 1942 fanden einmal in der Woche die Hinrichtungen statt, drei oder vier Mann. Das hatte sich bis April 1944 gesteigert auf zwei Hinrichtungstage in der Woche und zwanzig bis dreissig Mann. In den vier Abteilungen lagen 120 bis 180 Todeskandidaten, die auf ihre Hinrichtung warten mußten. Um diese Menschen zu betreuen, brauchte man jetzt extra einen Mann. Ich hatte die Liste zu führen für die laufenden Zu- und Abgänge, und für die richtige Verpflegung dieser armen Kerle zu sorgen. Als ich diesen Posten übernehmen mußte, bekam jeder Mann vor der Hinrichtung ein besseres Mittagessen, vier Brötchen und 12 Zigaretten, Marke Brigava. Später, als sich die Abgänge immer mehr steigerten, gab es gewöhnliches Mittagessen, 2 Flaschen Bier, 2 Brötchen mit einem halben Pfund Hackepeter und 6 Zigaretten.

Es ist mir kaum möglich, den Jammer dieser armen Menschen zu schildern.

Durch die Anstaltsleitung bekam ich die Namen derer, die am nächsten Tage ihr Leben lassen sollten; daraus stellte ich dann eine Liste zusammen für den Scharfrichter. Wer den Henker nicht kannte, mußte ihn für einen Gutsbesitzer halten. Reitstiefel, Reithosen, Joppe, und in der einen Hand hatte er stets die Reitgerte, womit er seine Stiefel beklopfte.

Wenn er wegen der Liste zu mir kam, sagte er immer dasselbe: "Na, wieviel haben wir denn morgen wieder?" - "Los, wollen uns mal die Schafe ansehen." - Ich sagte dann die Zellennummer an, ein Beamter schloss die Tür auf und er ging hinein. War der Mensch noch jung, sagte er: "Na, wie geht's Vater und Mutter? Schade! Fühlen Sie sich sonst gesund? Alsdann - bis morgen." War es ein älterer Mann, sagte er: "Na, wie geht's Frau und Kinder? Schade.

Sonst gesund? Alsdann - bis morgen." Zum Beamten: "Der Mann kann noch rasiert werden, damit mein Messer nicht so schnell stumpf wird."

Wer bis dahin noch nicht wußte, daß er am anderen Tage hingerichtet würde; Wenn dieses Gespenst durch die Zelle ging, hinterließ es Heulen und Zähneklappern!

Bei vielen wurde das Urteil innerhalb 24 Stunden vollstreckt. Manche sind in Abwesenheit verurteilt. Bei den meisten sind die 99 Tage Frist bis zur Vollstreckung nicht mehr innegehalten worden. Somit wußte fast keiner den Tag, an dem er dran war. Wenn dieses Gespenst aber durch die Zellen ging, wußten sie, daß sie den nächsten Tag nicht mehr überleben würden.

Zersetzung der Wehrkraft, Hochverrat, Landesverrat, Verdunklungsverbrechen waren die meisten Delikte. Mord und Totschlag nur in seltenen Fällen.

Auch den polnischen Studenten sah ich wieder, er wußte nicht, ob und wann und warum er hingerichtet werden sollte. Auf meiner Liste stand Verdunklungsverbrechen. Er war ja auch nachts bei einem Bauern eingedrungen, um nicht zu verrecken. Selbst als der Scharfrichter bei ihm war, wollte er es noch nicht glauben. Es hatte ja noch kein Termin stattgefunden?

Ein ganz junger Dachs - er hatte keinen Vater mehr - der sei desertiert und erschossen worden, sagte er. Er wußte nicht, daß sein Vater auch hier geendet hatte, wo er demnächst verenden sollte. Seine Mutter und die kleinen Geschwister hatten Hunger, da stahl er während der Verdunklung in einer Laubenkolonie Kaninchen und wurde damit erwischt. Keiner dachte bei diesem Jungen an eine Vollstreckung - auch er mußte daran glauben.

Bibelforscher, die keinen Menschen töten wollten! Sie brauchten sich nur zum Militär zu melden! Aber nein, sie ließen sich lieber hier schlachten.

Ein Eisenbahner von der Post. Familienvater. Er fuhr im Postwagen und sah, daß ein Päckchen entzwei und Schokolade und Wurst herausgefallen war. Er dachte an sein kleines Mädel, steckte die Tafel-Schokolade ein, hatte selbst Hunger und ist die kleine Wurst auf. Auf der nächsten Bahnstation wird er von seinem Kollegen, der ihn dabei beobachtet hat, angezeigt. Es stellt sich heraus, daß das Paket für einen Feldsoldaten bestimmt war. Somit war wieder ein Leben verwirkt.

Im Juli standen in der Aufnahme fünf junge, gut gewachsene Männer. Sie sprachen wie Rheinländer. Ich fragte sie, warum sie hier seien, doch keiner sprach ein Wort darüber. In meiner Liste wurden sie als Saboteure eingetragen. Als sie jedoch merkten, daß ich es gut mit ihnen meinte - denn auch sie bekamen heimlich von mir Zigaretten - erzählten sie mir, daß sie englische Offiziere seien, die mit dem Fallschirm in der Nähe von Magdeburg abgesprungen waren und gleich nach der Landung verhaftet wurden. Bei diesen Leuten fand man deutsche Ausweispapiere, Geld und Reismarken. Außerdem hatten sie Zivilkleidung bei sich. Sie sollten zur Sabotage eingesetzt werden und hatten gleich Pech gehabt. Jetzt, in den Anstaltskleidern, sahen sie aus wie jeder andere Gefangene. Auch sie bekamen die Acht. (Das sind Handfesseln, die sie Tag und Nacht tragen müssen.) Auch sie starben unter dem Fallbeil und wurden nicht erschossen.

Im Jahre 1942 läutete am Tage der Hinrichtung bei Sonnenaufgang noch das Armesünderglöcklein. 1944 wurde alles so stillschweigend wie möglich vollführt. Trotzdem wußten die anderen Gefangenen, wann der Scharfrichter sein grausiges Tagewerk begann. Die Zellentüren wurden wohl leise geschlossen, aber auf dem Lino-leum klapperten dann die Holzpantoffel so laut! - Klapp, Klapp; Klapp, Klapp, so daß man des Nachts um 3 oder 4 Uhr früh davon hochschreckte. Dann zählten sie die klappernden Tritte - und einen

flüsterte: "Heut sinds wieder 23 Mann."

Man hörte kein Schreien, kein Wimmern oder Toben. Geduldig und abgestumpft wie die Schafe gingen sie zum Schaffott. Viele ließen für mich ihre goldenen Zähne, manche ihre Trauringe zurück zum Dank für alles Gute, das sie von mir heimlich bekamen. Da ich mit vielen Beamten in Berührung kam, wußte ich die Gesinnung der Einzelnen zu beurteilen. Es waren auch dienstverpflichtete Hilfswachtmeister darunter, deren Herz noch nicht so verhärtet war und die mir manche Bitte erfüllten, besonders wenn sie dafür mit Gold belohnt wurden.

So bekam ich Zigaretten, Feuerzeuge, ja sogar Alkohol mitgebracht und manch einem habe ich an seinem letzten Tage noch damit Mut gemacht.

Doch wehe mir, wenn das einmal herausküne!

Manche wollten an ihrem letzten Tage überhaupt nichts mehr zu sich nehmen, manche nur rauchen. Dann verteilte ich die Sachen an andere. Einigen gab ich 10 Flaschen Bier, die sie hintereinander austranken. Die gingen total betrunken ihren letzten Weg. Die leeren Flaschen versteckten sie dann im Bett und wenn ich dann am nächsten Tage die Zelle für den Nächsten in Ordnung brachte, nahm ich sie heimlich mit hinaus. Zwei bis drei Pfund Hackepeter nahm ich des öfteren mit zur Bäckerei. Dafür bekam ich dann 12 - 15 gefüllte Pfannkuchen. So mancher hat sich darüber noch freuen können! So gibt es noch viele Episoden, womit ich meine Leser aber nicht langweilen möchte.

Im August kommt der Inspektor eines Tages zu mir und sagt: "Sie müssen Morgen früh mal bei der Hinrichtung einspringen und dem Mann beim Einsargen helfen. Sein Helfer ist krank geworden und Sie haben soviel Zeit übrig, daß sie da mal anpacken helfen." Ich sträubte mich und schützte viel Arbeit vor. Da wollte er meinen Posten mit einem anderen besetzen und ich sollte dauernder Helfer

des Einsargers werden. Sofort ließ ich mich zum Direktor melden und erzählte ihm das Ansinnen des Inspektors.

Er sagte: "Mein lieber Mann. Wenn Not am Mann ist, müssen Sie da mal mitmachen. Sie behalten natürlich Ihren Posten. Denn wenn der andere nicht bald gesund wird, muß ein anderer helfen. Gern lassen wir da keinen Fremden reinsehen. Also es tut mir leid, aber es geht so am besten."

In sehr gedrückter Stimmung gehe ich zum Einsarger und stelle mich als seinen neuen Helfer vor. Auch er ist sehr erstaunt darüber, dann erzählt er mir, was ich zu tun habe. Er sagte: "Sonst mache ich ja alles allein, aber beim Einsargen geht es nicht. Du brauchst die Leiche nur mit an die Füße zu fassen und in den Sarg zu legen. Dann holst du den Kopf, klebst deinen Zettel auf die Stirn und legst ihn zwischen die Beine. Dann legen wir den Deckel rauf und schieben den Sarg zum Ausgang. Wenn wir den nächsten Sarg bereitgestellt haben, ist alles gemacht. Muß aber alles schnell gehen, denn dann ist der Nächste schon wieder so weit."

Als ich ihm sage, daß mir sowas nicht liege, meint er mit einem Grinsen, ich solle zufrieden sein, daß ich meinen schönen Posten nicht ganz verliere. Er und zehn andere wären schon längst scharf darauf.

Ich hatte eine mächtige Wut, machte noch 21 Zettel aus Klebepapier mit den Namen der Opfer zurecht, daß sie nur auf die Stirn der Köpfe aufgeklebt zu werden brauchten und - konnte nicht schlafen bei dem Gedanken an meine armen Kandidaten. Ich trank eine Flasche Bier nach der anderen, dann kam um 3 Uhr der Schließer und brachte mich zur Richtstätte.

Die Richtstätte war eine frühere Garage mit einem Gully, in welchen das Blut in Bächen abfloß. Beim Betreten dieser grausigen Stätte fiel mir gleich das Fallbeil auf, welches erhöht - wie auf

einem Podium im Vordergrunde stand. Hinter dem Beilgestell bis zum Gully lagen Sägespähne. Dann kamen zwei schwarze Vorhänge aus Verdunkelungsstoff, welche den Raum in der Mitte trennten. Dahinter, bis zum Tor, standen fünfzehn oder zwanzig niedrige Holzkisten mit Deckel, schwarz gestrichene "Särge", die - da sie nach jedem Gebrauch nur flüchtig abgespritzt wurden, ekelhaft stanken. Im ganzen Raum herrschte eine Atmosphäre zum Übelwerden. Es roch nach verfaultem Fleisch, Blutdampf, Schweiß und Kot, denn fast jeder Geköpfte machte sich bei der Exekution noch die Hosen voll.

Die Namenszettel waren, wie immer, nach meiner Liste sortiert und wurden auf den letzten Sargdeckel gelegt, denn die Opfer wurden der Liste nach hereingebracht und enthauptet.

Der Binsarger fegte noch frische Sägespähne nach vorn, da ging die Tür auf und zwei kraftstrotzende Kerle, nur mit Stiefel, Hosen und einer großen Lederachürze bekleidet, kamen heran. Sie schrien, ob alles in Ordnung sei und überprüften noch einmal alles, ließen das Fallbeil heruntersausen, nantierten noch an der Kippvorrichtung herum. Das ist ein Brett, an das der Hinzurichtende angeschnallt wird; es kippt dann nach vorn über, so daß der Hals genau in den Ausschnitt des Beilgestells fällt, in welchen das Beil herniederfällt. -

Dann riefen sie zur Tür hinaus, daß alles fertig sei! Ich fieberte am ganzen Körper. Bald mußte das erste Opfer erscheinen.

Der Scharfrichter trat ein. Er war kaum noch zu erkennen. Kalkblass in knallroter Robe und Mütze ging er an sein Werkzeug. Eine herzbeklemmende Stille - dann ein Knacken, und taghell strahlte an der Decke, genau in der Mitte des Raumes, eine Jupiterlampe auf, die ihren Schein genau auf die Tür richtet, durch welche die Opfer hereinkommen müssen. So werden sie gleich geblendet. Der eine Knecht ruft: "Achtung!" - Beide nehmen Aufstellung an der Tür durch die die Ahnungslosen kommen müssen; der eine links, der

andere rechts. Plötzlich geht die Tür auf und ein älterer Mann steht geblendet im Türrahmen. Ich kenne ihn ja genau, es war einer meiner ruhigsten und geduldigsten Männer. Zwei Monate wartete er schon auf seine Begnadigung. Jetzt steht ihm wohl vor Schreck das Herz still. Wie die Vampyre stürzen sich die brutalen Knechte auf ihn. Der eine kugelt ihm den linken, der andere den rechten Arm aus und ohnmächtig vor Schmerz droht er umzusinken. Sie zerrren ihn an das Brett, ein breiter Gurt wird ihm um die Brust geschnallt und schon klappt das Brett vornüber. Der Hals liegt in dem Ausschnitt des Beilgestells, der Kopf hängt vorn herunter. Dabei hat er seine Holzätschen verloren. Ein Knecht ruft: "Los!" Der Henker löst das Beil aus. - Bums - Der Kopf fällt herunter und trudelt in die Spähne, das Beil saust wieder hoch. Einer zieht ihm die vollgemachten Hosen herunter und wirft sie in die Ecke, der andere schnallt den zuckenden Körper los, jeder faßt an ein Bein und dann schmeißen sie ihn vornüber in die Spähne.

Da der Hals stark blutet, werden alle ganz vollgespritzt und sehen furchterregend aus. Diese Henkersknechte waren Leute von der SS, die sich für hohe Kopfprämien dazu melden konnten. Nach kurzer Zeit hatten sie genug verdient und andere warteten schon darauf, sie abzulösen. Wer kann sich diese Rohheit vorstellen?

Die Todeskandidaten mußten auf ihrem letzten Weg ein Papierhemd anziehen, dazu alte, blaue Hosen, die schon x-mal gewaschen waren und die Holzpantoffel. Dieses Hemd behielt jeder an, dieses blutige Stück Papier wurde sein Sterbehemd.

Jetzt faßte mich der andere Gefangene bei der Hand und serrte mich vor den Vorhang, hinter dem ich stand und alles beobachtet hatte. Ich kann kaum mehr gehen, mir ist zum Kotzen zumute. Von den Knechten werde ich angebrüllt: "Los, anfassen!" Ich fasse den leichten Körper mit an bei den Füßen und wir legen ihn in die Kiste. Dann greife ich mir den ersten Zettel und will den Kopf

holen, da starren mich die Augen so entsetzlich, grauenvoll an...  
Ich muß mich übergeben und verliere die Besinnung.

Das mußte so kommen! Da mache ich nicht mehr mit, kann kommen, was da will!

Da sagt jemand: "Quatsch nich son dämlichet Zeug, Mensch. Du hast dir wat schön et injebrockt. De Janze Hinrichtung mußte untabrochen werden, jetzt soll ick dir auf de Zelle bring." Ich hatte die Stimme gleich erkannt. Ein alter Berliner, nach hier versetzter Beamter vom Nachtdienst, steht bei mir. Ich liege auf dem Hof im Rasen. Er meint es gut mit mir und bringt mich nach oben. Meine Nerven waren ein Weilchen mit mir durchgegangen, aber bald war ich wieder betriebsfähig.

Um 7 Uhr sind sie trotzdem mit den Hinrichtungen fertig. Der eine Knecht hatte mein Amt mit übernommen. Wenn gewöhnlich eine Exekution 3 bis 4 Minuten dauerte, dadurch wird sie wohl 5 Minuten gedauert haben? Könnte ich nur etwas unternehmen, das diese Menschen ihr grausiges Handwerk einstellen!

Gleich kommt der Scharfrichter zu mir, fragt nach meinem Befinden: Ob der auch noch menschliche Empfindungen hat? Er sagt mir kein böses Wort, schimpft nur auf den Inspektor: "Der hätte dich erst untersuchen lassen müssen. Er hätte für diese Arbeit einen anderen nehmen können." Er weiß meine Arbeit zu schätzen und wäre zufrieden mit mir. Ich soll, wenn es geht, gleich Verpflegung holen und meine Arbeit weitermachen, mit dem Inspektor würde er ein ernstes Wort reden."

Ich tat meine Arbeit mit schwerem Herzen weiter. Um 8 Uhr kam der Inspektor; der Henker war schon fort. "Sofort zum Arzt mit dir Paulpelz! Wenn du gesund bist, wirst du sofort abgelöst und es gibt eine Anzeige wegen Arbeitsverweigerung und Simulieren"

Der Arzt sah die Hausakten durch, auch die aus Bayern, die mitgekommen waren. Kaum hatte er das Gutachten von meinem dort-

gen Doktor gesehen, da sagt er, ohne mich zu untersuchen: "Sie sind schwer herzleidend, und wenn ihre Nerven mal durchgehen, ist das ganz erklärlich. Soll ich Sie krankschreiben?" Ich wollte aber nicht feiern und meine mir liebgewordene Arbeit behalten. Und so blieb alles beim Alten. Bei den Hinrichtungen brauchte ich nicht mehr zugegen zu sein.

Um den ganzen Verlauf einer Hinrichtung zu beschreiben, möchte ich noch Erlauschtes hinzufügen:

Wenn in der Frühe die Kandidaten aus ihren Zellen geholt wurden, klapperten sie auf den Pantinen bis zum Erdgeschoss. Hier wurden sie einzeln in ganz kleine Zellen gesperrt, die vormals für Zu- und Abgänge bestimmt waren. Von hier wurden sie nach der Reihenfolge der Liste einzeln herausgeholt und in einen kleinen Vorraum gebracht, wo der Geistliche ihnen Trost zusprach und den letzten Segen gab. Dann wurde er entfesselt und in einen danebenliegenden Raum zum Ersten Staatsanwalt gebracht. Natürlich unter scharfer Bewachung. Dieser zerbrach einen kleinen Stab über ihm und sprach: "Ich breche den Stab über dich. Hiermit hast du dein Leben verwirkt und wirst vom Leben zum Tode gebracht. Ich wasche meine Hände in Unschuld." Oder so ähnlich. Danach brachten ihn die Beamten bis zu der kleinen, gepolsterten Tür, die zur Richtstätte führte. Die Hinrichtung selbst habe ich als Augenzeuge geschildert.

Sind 10 "Särge" voll, kommt ein Lkw und fährt sie zum Krematorium, wo die Leichen verbrannt werden. Dann kommen die "Särge" zur Richtstätte zurück. Inzwischen sind die übrigen Säрге gefüllt und wieder gehts los zur letzten Fahrt. Auch diese "Särge" kommen wieder zurück, werden abgespritzt und warten auf den nächsten Leichentransport.

Eine Begnadigung habe ich erlebt, die es wert ist, geschildert zu werden.

Auf der Abteilung lag ein Ingenieur, der eine seiner Erfindungen an den Feind verkaufen wollte. Zum Tode verurteilt, machte er ein Gnadengesuch. Drei Monate wartete er vergebens und hoffte, dann stand auch er auf der Liste. Hatte ich ihn unter die ersten Zehn gesetzt, lebte er nicht mehr, doch ich hatte ihn an 12. Stelle gesetzt, und er blieb am Leben.

Das Haustelefon klingelt: ich werde gerufen! Die Hinrichtungen haben etwas später angefangen; es ist gegen 6 Uhr. Ich bin gerade angezogen. Der Hauptwachtmeister sagt: "Sie haben leichte Schuhe an, ich kann hier nicht weg." Dabei schließt er die Gittertür auf, die zur Treppe führt. "Der Vertreter des I. Staatsanwaltes hat eben angerufen. Der Ingenieur aus Zelle 412 ist begnadigt worden. Rennen Sie, lassen Sie sich unten durchschließen und sagen Sie den Beamten Bescheid!"

Ich runter wie ein Wiesel und komme gerade dazu, wie er aus der kleinen Zelle geholt wird und kann gerade den Beamten noch den Befehl übermitteln. Dann renne ich auf den Begnadigten zu, falle ihm um den Hals und sage: "Du bist begnadigt worden!" Erst blickt er mich ganz fassungslos an, dann gehen die Nerven mit ihm durch. Er fängt an zu schreien, schmeißt sich lang hin - ich kann den nicht halten. Dann fängt er laut an zu lachen und weint dabei. Die Beamten wagen sich trotz der Fesseln nicht heran. Ich fasse ihn unter die Arme und helfe ihm hoch, rede ihm dabei gut zu. Er lacht weiter und die Tränen laufen ihm nur so herunter. Ich stütze ihn und darf ihn nach oben bringen; bringe ihn gleich bis zu seiner Zelle. Der Beamte schließt ihn ohne Gnade gleich ein. Ein Bersten und Krachen, er demoliert die ganze Zelle, trotz der Handschellen. Nachdem er die ganze "Zelle auf den Leisten gewichst" hat, so heißt es nämlich im Zuchthaus, und etwas ruhiger geworden ist, bringen sie ihn ins Lazarett. Was später aus dem armen Menschen wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Sollte er

wahnsinnig geworden sein? hätte ich ihn doch sterben lassen sollen? Sollte er aber noch gesund sein und diese Zeilen lesen, hätte ich ihn gern wiedergesehen.

Dicht am Tode vorbei.

Aus allen Teilen des Reiches wurden die zum Tode Verurteilten nach Brandenburg gebracht. Die Hinrichtungsstätte Plötzensee wurde auch zerstört. Anstatt das Morden ein Ende nimmt, läuft die Zahl der Todeskandidaten immer mehr an.

Der größte Teil der Angehörigen dieser armen Menschen weiß nicht einmal, wo ihre Männer und Söhne geblieben sind. Vor einigen Wochen mußte ich etliche Türschilder machen, worauf zwei grüne N gemalt wurden. Als ich nach dem Grund frage, erhalte ich zur Antwort: "Allzuviel Wissen macht Kopfschmerzen." Diese Männer mit den NN an der Tür legte man auch zu den zum Tode Verurteilten. Wenn ich sie fragte, warum sie hier sind, antworteten sie nicht. In meiner Liste stand keine Straftat und kein Name, nur NN und Nummer sowieso. Es wurden auch immer mehr und man begann schnell mit den Hinrichtungen. Von einem erfuhr ich, daß es ein hoher Geistlicher aus der Heiderichaffäre war. Keiner durfte ihren Namen wissen, keiner wußte, ob und wo sie noch lebten. NN bedeutete unter Nacht und Nebel geführte Gefangene. Es waren hohe Würdenträger von Kirche und Heer, auch Großindustrielle. Ich konnte nicht viel darüber erfahren, da sich mir leider keiner anvertraute. Wer war ich schon? Ein kleiner Kalfaktor!

Todeskandidaten, deren Angehörige nicht wußten, wo sie geblieben waren, baten mich, ihre Angehörigen zu benachrichtigen. Vielen von denen habe ich heimlich Bleistift und Zettel gegeben, worauf sie ihr Lebewohl an Frauen und Mütter schreiben konnten. Diese Abschiedsbriefe steckte ich in einen Umschlag und fügte stets ein paar Worte der Tröstung hinzu, etwa: daß diese Menschen, die soviel Blend und Mord auf dem Gewissen haben, sich auch bald

zu verantworten haben werden. Hitler und Konsorten werden vielleicht bald schlimmer enden, als diese Menschen hier, die keinen Mord begangen haben. Der Thron muß bestimmt wackeln, denn diese Hinrichtungen haben ihren Höhepunkt erreicht. Hoffentlich wird Ihr lieber Mann noch vor der Vollstreckung befreit! Nur die Hoffnung und der Gedanke an Vergeltung hält uns alle noch aufrecht. Darum verzagen auch Sie nicht, vielleicht ist bald alles zu Ende.

In diesem Sinne versuchte ich, zu trösten und meinem Herzen Luft zu machen.

Diese heimlichen Briefe wurden durch einen guten Wachtmeister, der sich nebenbei etwas verdienen wollte, befördert. Die ersten Briefe bezahlte ich mit Geld, später kosteten mich solche Briefe ein paar Flaschen Bier oder 1 Pfund Hackepeter.

Meine Zellentür wurde nur selten, bei ganz strengen Beamten des Nachts verschlossen. Die Nachtwachen saßen oft die ganze Nacht bei mir, ich mußte den dritten Mann beim Skat machen. Sie wußten, bei mir gab es immer Bier und Schnaps. In den Zellen der Todeskandidaten brannte des Nachts Licht, denn alle 10 Minuten wurden sie kontrolliert und beobachtet durch das kleine Loch in der Tür, damit ein Selbstmord verhindert werden sollte durch Erhängen oder Öffnen der Pulsadern. Wenn es doch einmal vorkam, wurde der verantwortliche Posten bestraft. Oft mußte ich für einen Beamten die Runde machen, damit die Gefangenen merkten, daß sie bewacht werden.

Am 18. Oktober 1944, abends 20 Uhr, kommt ein Beamter von der Inspektion, schließt mich ein und ich höre, wie er zu dem Wachhabenden sagt: "Der kommt mir nicht mehr raus!" Zuerst dachte ich, nur diese Nacht. Um 6 Uhr früh werfe ich die Fahne und klopfe. Ein Hauptwachtmeister kommt und schimpft: "Wenn Sie nächst bald aufhören, kommen Sie in den Keller. Sie bleiben drin!"

Es wird 7 Uhr, ich erhalte Kaffee und Brot, und gleich wird wieder zugeschlossen.

Endlich, um 9 Uhr, kommt ein mir fremder Beamter und fordert mich zum Mitgehen auf. Er geht mit mir zum Gerichtsgebäude. Hier sind Anwaltszimmer, Vernehmungszimmer, Gerichtssäle u. a. Vor einen Zimmer mit dem Schild "Geheimpolizei" hält er an, klopft und läßt mich eintreten. Ein Weib sitzt hinter einer Schreibmaschine, zwei Mann in Zivil sitzen an Schreibtischen. 2 Meter von der Tür entfernt zieht sich eine Holzbarriere durch den ganzen Raum, der nur klein ist, und dahinter ein langer, schmaler Tisch. Der ganze Raum ist mit Spannung geladen. Als ich von dem Beamten gemeldet werde, springen die beiden auf. Das Weib kommt auf mich zugerannt und spuckt mir ins Gesicht: "Das ist der Kerl! Sieht harmlos aus, aber das sind die Schlimmsten! Sie wissen natürlich nicht, warum Sie hier sind? Sollen es gleich merken." Zu ihren Kollegen gewandt: "Hol doch mal die Akten, ich werde tippen."

Der holt die Akten und hält mir zwei Briefe unter die Nase. "Haben Sie das geschrieben?" - "Ja." "Wenn Briefe durchgeschmuggelt werden, ist das Sache der Anstalt, aber diese hier, mit dem Inhalt, bringen dich vor ein Standgericht und das sind wir!" Der andere hat auch einen Brief und schlägt mir damit ins Gesicht. "Was hast du Lümmel dir dabei gedacht? Hitler und Konsorten! Tag der Abrechnung und so? Noch sind wir da!" Ich erhalte zwei Ohrfeigen. "Ich habe so geschrieben, wie ich dachte, um die armen Menschen zu trösten." Der Schwarze ist vor Wut halb rasend. Das Weib tippt drauflos. Da meint der andere: "Lass man, der hat wenigstens noch den Mut und sagt uns die Wahrheit. Beweise sind da, also haben wir weiter keine Arbeit mit ihm." Dann zu mir: "Weißt du, was dich das kostet? Ich bin gespannt, wer deine Angehörigen trösten wird." Dabei macht er die Bewegung mit der flachen Hand zum Hals. Die Anspuckerin bringt mir ein Protokoll. "Los, unter-

schreiben." Ich unterschreibe mein Todesurteil nicht, ohne gelesen zu haben. "Geht auch so. Raus!" Ich werde wieder in meiner Zelle eingeschlossen, mir schlägt das Herz zum Zerspringen. Ich nehme Abschied von jedem Gegenstand, den Bildern meiner Angehörigen. Meine älteste Schwester ist im Frühjahr 1941 an Krebs gestorben. Bald werde ich bei dir sein! Bei Mutter, Vater und Bruder, der auch 1914 im Felde erschossen wurde. Eine Schwester lebt noch, sie hat sich ganz von mir zurückgezogen aus Angst vor den Nazis. Mein Sohn lebt bei seiner Mutter, meiner geschiedenen Frau, und ist 15 Jahre alt. Ob er noch manchmal an mich denkt? Meine Braut hat seit Bayern nichts mehr von sich hören lassen. So bin ich in meiner schwersten Stunde auch allein, niemand wird um mich weinen. Meine Gedanken wandern, doch einmal geht auch das vorüber. -

Eine Stunde wird vergangen sein, da wird geschlossen. Zwei Beante holen mich ab. Ich werde gefesselt, darf nichts mitnehmen, was ich noch in den Taschen habe, wird herausgenommen. Ich werde genau durchsucht. Sie bringen mich gleich in eine der kleinen Zellen, wo die Todeskandidaten das letzte Mal eingeschlossen werden, kurz vor der Hinrichtung. Sollten sie es so eilig mit mir haben!?

Überall sind letzte Gedanken der Getöteten eingekratzt. Kreuze mit Namen und Datum. Dann: Tod Hitlers. Grüß meine Lieben, und vieles andere. Manchmal guckt jemand durch den Spion. Plötzlich geht leise die Tür auf und ein Päckchen fliegt herein. Dann leises Flüstern: "Keine Angst, du gehst gleich auf Transport." Leise geht die Tür wieder zu. Ich öffne das Päckchen: 2 Paar Stullen, 6 Zigaretten mit Streichhölzer und Reibfläche.

Ein leises Hoffen - oder ob das meine Henkersmahlzeit sein soll? Was kann mir noch passieren? Ich rauche eine Zigarette. Mit dem Essen kann ich warten, denn ich bin gut ausgefüttert mit Hackepeter usw. Wiege über 80 Kilo bei meiner Größe von 1,68 m.

Laut klappern die Essenkessel. Es ist 12 Uhr. Ich rauche wieder, so daß die Zelle ganz blau ist. Ich fürchte mich nicht mehr, das habe ich verlernt. Dann klirren laut Schlüssel, und als die Tür aufgeht, steht der Hausvater vor mir. Er kümmert sich nicht um den Rauch, ist zu mir ein netter Kerl. "Komm mal raus und zieh dich um. Hier drinnen kannst du dich ja nicht bewegen." Ich denke an Papierhemd usw. Er schließt mich frei und sagt: "Jetzt wirst du deine schöne schwarze Kluft los."

Vor der Tür stehen zwei Kalfaktoren und haben andere Sachen für mich mitgebracht. Ich sehe gleich: Lederschuhe mit dicker Holzsohle. Blaues Arbeitszeug, schwarzes Käppi und Kochgeschirr und Löffel. "Was soll denn das heißen?" will ich wissen. Der Hausvater sagt: "Geschlachtet wirst du nicht. Mach schon!"

Schnell zog ich mich um, gefesselt werde ich nicht mehr, und beim Anblick dieser Sachen kann ich schon an einen Transport glauben.

Zwei Stunden später werde ich von zwei Beamten abgeholt. Einzeltransport auf einem Lkw. Ich werde wieder gefesselt. Manu? Warum denn das? Aus der Unterhaltung der Beamten kann ich viel entnehmen.

Warum mit dem Einen soviel Arbeit gemacht wird? In dem Ver-nichtungslager macht er ja doch nicht lange. Mindestens 2 Stunden unterwegs, der wird ja staunen, wo er landet - und vieles mehr. Ich fragte, ob ich rauchen dürfte; sie waren sehr erstaunt, daß ich etwas zum rauchen hatte. Ich kramte mit geschlossenen Händen eine Zigarette aus und sie waren so anständig und gaben mir sogar aus Mitleid Feuer. Ich solle nur alles aufrauchen, denn da, wo ich hinkäme, wird mir alles abgenommen, und wenn sie bei mir etwas versteckt fänden, gibts Dresche usw.

Wir waren lange unterwegs, kamen durch ein paar Dörfer, dann kam Wald und dann eine große Lichtung, wo wir anhielten.

Das Vernichtungslager.

Ganz versteckt lag dieses Lager. Ein Brettertor wird aufgeschlossen. Hinter uns wieder zu. Nachdem wir noch ein Gittertor durchfahren, hält der Wagen an.

Ich bin am Ziel.

Gleich linker Hand liegen die Wirtschaftsbaracken und die Wache. Als ich beim Aussteigen bin, und die Hauptlagerstraße hinunterschaue, sehe ich am Ende derselben drei Galgen und am mittelsten baumelt eine Gestalt hin und her. Der Lagerchef, der mich gleich in Empfang nimmt, merkt, daß ich durch diesen Anblick ganz blaß geworden bin und sagt: "Dieses Bild halten Sie sich nur immer vor Augen, wenn Sie an Flucht oder solche Sachen denken"

Das war mein erster Eindruck.

Ich mußte mich ganz ausziehen, die Kleidung wurde genau durchsucht, ja, ich mußte die Beine breit machen und mich bücken. Und da sie auch dort nichts fanden, durfte ich mich wieder anziehen. Hier bekam ich zwei Decken, ein schwarzes Halstuch und einen alten, schwarzgefärbten Militärrock zum Überziehen und meine Stullen zurück. In diesen Stullen waren meine Zigaretten und die Streichhölzer. Im Lkw hatte ich die Zigaretten in das Staniolpapier eingewickelt und unter einer großen Wurstscheibe ins Brot eingedrückt und wieder zugeklappt. Also konnte ich mich später dem Genuß einer Zigarette hingeben. Dann wurde ich dem Lagerchef wieder vorgeführt.

Er muß wohl - dürr wie er war - auf meinen muskulösen, starken Körperbau neidisch gewesen sein, denn nachdem er mir die Lagerinstruktionen vorgelesen hatte, meinte er: "Du bist mir schon warm empfohlen worden, aber auch Dich werde ich kleinkriegen. Du bist wohl zu gut genährt, da mußt du ja Übermütig werden. Du wirst staunen, was ich in ein paar Wochen aus dir gemacht habe. Der Mann kommt nach Haus 20 als Stubenältester in Saal 22. Ab dafür!"

Dieser Chef war aus Gift und Galle zusammengesetzt, dürr wie ein Heringsskelett sah er zerknittert und verbissen drein.

Die Wachmannschaft wurde alle 4 Wochen gewechselt, damit sie nicht zu warm mit den Gefangenen wurde. Am Tage meiner Einlieferung waren gerade meine Freunde, die SS, da. Sonst machten noch Dienst: die flämische SS, Militär der Flughafenwache und SA-Mannschaften. Ein paar ältere Justizbeamte waren ständig da, um die Fremdlinge einzuführen und anzulernen in diesen ungewohnten Dienst.

Ein junger Bursche brachte mich nach "Haus 20". Es war eine alte, lange Baracke mit dünnen Gitterstäben vor den Fenstern. Am Anfang eine große Tür, dann kam ein langer Gang und am Ende wieder eine Tür. Im Gang waren links und rechts die Türen zu den "Sälen", welche cirka 8 Meter lang und 6 Meter breit waren. Als ich durch die große Tür trat, war gleich links das Wachzimmer und rechts ein Raum, in dem Spaten, Hacken, Picken, dann Eimer, Kübel, Essenkessel und Kellen standen.

Nachdem ich reingelassen wurde, nahmen mich zwei junge Dienstmänner in Empfang. Ich bekam eine Spindkarte mit Namen und Nummer und sollte nach "Saal" 22 gehen und vor der Tür warten. Es war die letzte Tür links, ziemlich weit, denn die Baracke war wohl an 70 m lang. Längere Zeit stand ich vor der Tür. Da wurde ich durch den wüsten Lärm, der im Saal herrschte, neugierig. Um den großen Raum besser übersehen zu können, waren die Spione nicht rund, sondern lang, wie ein Briefkastenschlitz. Ich sah hindurch und erstaunte. Eine richtige Räuberhöhle. Die Gefangenen waren schon von der Arbeit eingerückt und vollführten einen Heidenlärm. Die Bude voller Qualm, umgeworfene Schemel! Gnade mir Gott! Hier sollte ich Stubenältester werden und Ordnung schaffen?

Die drei Dienstleute kamen jetzt den Gang herunter, um mich einzuschließen. Sie lachten und der eine sagte: "Hast du schon

einen kleinen Vorgeschmack bekommen?" Ich lachte ihn wieder an und kratzte mich nur hinter dem Ohr. Dann war ich drin. -

Schon beim Aufschließen der Tür war es bedeutend ruhiger geworden; sie mußten also einen gewaltigen Respekt vor der Wachmannschaft haben. Jetzt, wo ich drin bin, herrscht eine geradezu unheimliche Stille. Jemand springt zum Schalter und dreht das Licht an. Drei Birnen a 100 Watt werfen ihr grelles Licht auf mich.

Vor mir steht ein riesiger Grieche, dick, aufgeschwemmt, mit langem, fettigem, pechschwarzem Haar ins Gesicht hängend, unraziert und dreckig in zerlumpter Kleidung. Mit wutverzerrtem Gesicht sieht er mich an. "Du Germansk?" Im Hintergrund eine ganze Bande zerlumpter Gestalten mit verwüsteten Gesichtszügen in schwarzbrauner Haut. Zwanzig Augenpaare blitzen mich in Wut und Hass an. Das Wort "Germansk" zischt von Mund zu Mund. Zwei Mann, die ich mir merke, spucken mich an, sie wollen handgreiflich werden. Der Lange schiebt sie zur Seite.

Ich bin auf alles gefaßt, aber die Ruhe selbst und so schreie ich in den Schwarm hinein! "Ihr Hunde, wollt ihr jetzt ruhig sein? Ich bin hier als Stubenältester eingesetzt, ob Deutscher oder nicht. Los, erst mal alles antreten!"

Der riesige Kerl lacht aus vollem Halse: Ha! Ha! Ha! Du Stubenältester? Ha! Ha! Ick Stubenmeister. Du nix Stubenmeister!" "Was? Ich nix Stubenmeister? Denkst du dreckschwein, ich habe Angst? Also gut. Ich Stubenältester und du zweiter Stubenmeister. Los, erst mal antreten!" Alle lachen mich aus und gemein an. Dann sagt der Lange: "Du nicht Angst? Du Boxen? Komm, ich allein mit dir." Alles lacht noch lauter! Ich werfe meine Kleider ab bis auf die Hosen, da hören sie auf zu schnattern und taxieren meinen Körperbau. Ich bin an die 20 Zentimeter kleiner als der andere, aber habe ziemlich das gleiche Gewicht. Kein Fett, nur Kraft,

durch Hackepeter und Weißkäse mit Marmelade, keine Frau und gute Bewegung. Wenn ich nicht geraucht hätte, ich wäre der idealste Athlet gewesen. Auch im Boxen hatte ich etwas Routine.

Der Lange hatte sein zerlumptes Hemd längst ausgezogen. Er ist nicht mager, aber alles nur aufgedunsen von den Wassersuppen hier, alles weich. Später sah ich, daß er stark rauchte und zwar den rohen, starken Blättertabak.

Die anderen Kerle hatten schon die Mitte freigemacht. Meine Kleidung flog auf einen Schemel in der Türecke. Es hinderte mich nur der große Kanonenofen, der ziemlich weit zur Mitte rein stand und den die Griechen, schon jetzt im Oktober, glühend heiß gefeuert hatten. Einen Ringrichter gibt es nicht. Ich gehe zur Mitte und sage: "Los!" Der Kollos springt gleich auf mich zu, holt viel zu lang her mit der Rechten und will am Kopf landen, um schnell Schluß zu machen. Ich ducke ab, meine Rechte saust in die Herzgegend und die Linke gleich danach mitten ins Gesicht. Er blutet stark und taumelt zurück. Ich sage: "Wir wollen aufhören." Doch dem anderen sprüht der Vernichtungswille aus den Augen. Auch seine Kumpane schreien vor Wut. Ich nehme mein Halstuch und wickel meine Rechte darin ein, in der Linken balle ich mein Taschentuch zusammen. Da reichen sie dem Langen ein Schemelbein. Er wirft damit aus voller Wucht nach mir, aber wieder über meinen Kopf und gegen die Tür. Wieder gehe ich vor, da stellen sich mir einige Mann entgegen. Ich teile aus - links, rechts, und mit den Füßen und bin an meinem Mann. Ziehe links hoch, dann rechts, dann links, rechts - links - rechts - Bums! liegt er da. Andere wollen an mich heran, aber die purzeln nur so durcheinander. Dann kommt der Lange wieder, wirft sein ganzes Gewicht auf mich, unklammert mich und will ringen. Andere kommen von hinten und schlagen auf mich ein. Ich schreie und schimpfe wie ein Berserker, wähle mich wieder frei. Verschiedene liegen am Boden. Da kommt der Riese mit

blutunterlaufenen Augen auf mich zu und noch ein paar Kerle. Ich fühle: jetzt gehts ums Ganze. Ich unterlaufe den Längen, umklammere seine Beine, hebe ihn hoch und schleudere ihn gegen den großen, glühenden Ofen. Es zischt, Hautfetzen vom Rücken bleiben am Ofen kleben. Er schreit wie ein Stier! Mit lautem Gepolter fliegt der Ofen um, die Rohre fallen herunter und die Funken sprühen nur so - es ist wie in einem Hexenkessel!

Von den obersten Betten reiße ich die funkenbestreuten Decken herunter und werfe alles auf ein paar untere Strohsäcke, die gleich Feuer gefangen hatten.

Das feige Pack flüchtet zur Fensterwand. Ich muß sie zur Seite stoßen, um an die gefüllten Eimer zu kommen, die dort stehen. So schnell ich kann, entleere ich sie über die Decken und den Ofen. Dampf und Qualm erfüllt den ganzen Raum. Die Kerle heulen und schreien. Der minste Hexensabbat!

Da wird die Tür aufgerissen. Um Zugluft zu vermeiden, springe ich zu den Fenstern und schlage sie zu, drücke ein paar Mann leere Eimer in die Hände und rufe den Wachleuten, die hilflos in der Tür des "Saales" stehen zu: "Wasser holen lassen, sonst brennt die ganze Baracke ab!"

Wir haben Glück, daß wir im letzten Raum der Baracke liegen. Bereitwillig schließen sie die hintere Tür auf. Dicht neben der Tür steht draußen ein großer Wasserkübel, für derartige Fälle gedacht. Ich treibe die Griechen an, Wasser zu holen, und in der Angst fliegen die Eimer von Hand zu Hand, wie am laufenden Band. Das Feuer ist schon längst aus, aber ich lasse immer noch Wasser kommen. Es läuft zur Fensterwand und bildet dort schon einen kleinen See. Die letzten gefüllten Eimer setze ich gleich an der Tür ab, bitte die Wachleute um Schrubber und Besen und will gleich Großreinemachen. Da kommen sie mit den Kaffeekübeln und Brot, denn das Abendbrot war noch nicht verteilt.

Der ganze Rummel hatte bis jetzt wohl kaum eine Stunde gedauert. Die Griechen wurden eingeschlossen und ich mußte vor der Tür stehenbleiben. Kaffee und Brot wurde in den anderen Sälen verteilt, als ob gar nichts geschehen wäre. Ich stand derweil wie auf Kohlen. Was würde nun werden?

Das Essen wurde ausgegeben, bis auf unseren Saal. Die Esserverteiler mußten hier den Rest stehenlassen und in ihren Zellen verschwinden. Vier SS-Männer waren bei der Verteilung zugegen und als sie jetzt zu mir kamen, lachen sie aus vollem Halse. Warum? Ja, toll muß ich ja ausgesehen haben. Schwarz von Ruß und blutverschmiert. Wie ein Teufel lache ich mit. Der Eine klopfte mich auf die Schulter und meint: "Das hast du großartig gemacht. Wir machen keine Meldung, für uns war das mal eine Abwechslung. Wenn du weiter so mit den Brüdern umspringst, kannst du dich evtl. hier halten, damit du bei Kräften bleibst, bekommst du als Stubenältester jetzt doppelte Portionen. Wenn du keine Angst hast, gehst du jetzt rein und sagst ihnen, wenn sie jetzt vernünftig sein wollen, gibts was zu essen. Wenn nicht, bekommst du alles und kannst damit machen, was du willst."

Ich sage: "Sie müssen mich zu den Leuten einschließen und mir gleich das Essen mit reingeben. Ich werde sehen, was ich damit anfangen." Die SS-Männer hatten, solange ich drin war, durch den Schlitz alles beobachtet und werden - wie sie sagten - dieses Schauspiel nie vergessen. Sie wollten noch vor der Tür stehenbleiben und sehen, wie es weitergeht.

Als ich reinkomme, steht der Ofen schon am alten Platz. Die Rohre sind wieder anmontiert, Tisch und Schemel sind wegen des zu erwartenden Essens aufgestellt - nur das verkohlte Stroh und die Decken liegen noch durcheinander und stinken fürchterlich. Ich stelle das Brotbrett auf den Tisch und hole den schweren Kessel mit Kaffee und bitte noch um ein paar Schrubber. In diesem

Moment waren die Griechen wie die Wölfe über das Brot hergefallen. Ich stoße ein paar Mann zur Seite und nehme ihnen das Brot wieder ab und schreie: "Jeder geht auf seinen Schemelplatz und wer nicht pariert, bekommt überhaupt nichts zu essen." Sie müssen ganz gut verstanden haben, denn sofort hört das Geschnatter auf. Ich lasse mir meinen Schrank zeigen, nehme das Brot, riegelt es ein. Bums - da fliegen die Schrubber in die Bude.

Erst jetzt ziehe ich mich wieder an. Ich sehe dabei den Langen auf seinem Bett sitzen und höre ihn jammern. Kein Mensch hilft ihm; das Brot geht über alles. Jeder muß mir seine Spindkarte geben. Die Spindkarteninhaber, die ich besonders gut "leiden" kann kommen in meine linke, die anderen in die rechte Tasche, die des Langen stecke ich extra. Dann nehme ich aus der Linken drei Karten, rufe die Namen auf und drücke jedem einen Schrubber und Eimer in die Hand und lasse saubermachen. Alle müssen helfen, denn alles muß gesäubert und aufgeräumt werden. Sie sehen mich wohl wütend an und sagen Hunger und sooo kalt, aber alle gehen an die Arbeit. Der Lange will auch zufassen, doch ich nehme ihn zur Seite und besehe mir den zerfetzten Rücken. "Tut es sehr weh?" Er stöhnt nur. "Mensch, du kannst doch prima deutsch. Willst du mir nicht antworten?" Das sieht schlimm aus. "Gibt es keine Revierstube oder ein Lazarett?" Da kann er sprechen und fängt noch mehr an zu jammern. "Nix Lazarett, wer ins Lazarett kommt, geht kaputt. Ich lieber hierbleiben." Ich gehe zur Tür, klopfe an und siehe da gleich geht sie auf. Der SS-Mann läßt mit sich reden. Sie würden einen der besten Arbeiter verlieren, wenn da nicht gleich geholfen wird, und so bringt er uns beide zum Lazarett. Zwei Räume in einer anderen Baracke, die voller halbverhungertes und verhungerte Menschen liegen. Der Sanitäter ist ein gefangener französischer Arzt.

Ich zeige ihm den Zerschlagenen und die Brandwunden, doch er verzieht höhnisch das Gesicht und zuckt mit den Schulern. "Geben Sie mir wenigstens etwas Puder und Verbandstoff, wenn Sie kein Öl und Fett hier haben", sage ich. Da meint er: "Ich habe dich heut kommen sehen. Wo kommst du her? weißt du nichts Neues von draußen? Ich erzähle ihm verschiedenes Neue von draußen, und daß der Krieg seinem Ende entgegengeht und wir bald nach Hause gehen, wenn sie uns nicht vorher noch alle umlegen. Er ist erfreut und fragt, ob ich auch Arzt bin. Ich möchte noch viel erzählen, aber jetzt hatte ich keine Zeit mehr. Andermal mehr, denn mein Patient geht sonst inzwischen ein. Der sitzt und stöhnt.

Doch jetzt will der Arzt zeigen, was er kann: Mit einer Schere schneidet er die Hautfetzen ab, nimmt einen öldurchtränkten Lappen, legt ihn über den ganzen Rücken und legt ihm einen regelrechten Verband an. Mir gibt er noch eine große Dose Puder mit, und dann können wir gehen.

Ein anderer SS-Mann bringt uns zurück. Ich habe mich überall sehr freundlich bedankt und alles ist zufrieden. Am zufriedensten ist mein Langer und von Stund an mein ergebenster Freund, trotz der Schmerzen, die ich ihm bereitet habe, lacht er mich dankbar an. Ich sage zu ihm: "Ich bin auch nur ein Gefangener und es geht mir schlimmer als allen anderen" usw. Da meint er: "Du gut Germansk". Du erster und ich zweiter Stubenmeister." Er will mein Dolmetscher sein und bei seinen Landsleuten für mich sprechen.

In den "Saal" zurückgekehrt, staune ich über die Ordnung und etliche strahlen uns an. Nur die, die von mir die Schrubber bekamen und noch zwei, sitzen auf ihren Betten und tuscheln.

"So, jetzt mal alles antreten zum Brotempfang." Da höre ich Gelächter von den Betten her und keiner tritt an. "Dann gibts eben nichts!" sage ich und gehe zum Schrank, um für Apollo und mich das Brot herauszunehmen, aber - Welch Schreck: das Brot ist weg!

Jetzt werde ich zornig: "Wer hat das Brot genommen? Los, alles antreten!" Apollo verdolmetscht. Alle bequemen sich langsam, nur die zwei auf dem Bett machen keine Anstalten. Beide untersetzt, richtige Verbrechervisagen. Apollo fragt sie, warum sie nicht antreten. Sie lachen ihn aus und meinen, ich habe gar nichts zu sagen. Ich hin und versetze jedem eine anständige Ohrfeige, so daß sie lang über ihre Betten schlagen. Erst reiße ich den einen hoch und schleudere ihn mit Fußtritten in seine Reihe, dann hin zum andern. Der liegt und hält die Hände über seinen Kopf. Ich ziehe an seinen Füßen, bis zu den Angetretenen, reiße ihn hoch und gebe ihm noch eine Maulschelle. Beide sagen kein Wort, nur ihre Augen sprechen; aber Gutes sagen sie nicht.

"Wo ist das Brot geblieben?" schreie ich. Da sagt Apollo: "Es hat jeder sein Brot gegessen." - "Wo ist dann unser Brot, wer hat zwei Stücke genommen?" Keiner meldet sich. "Ihr feigen Hunde! Das Brot eurer Leidensgenossen zu stehlen, die genau solcher Hunger haben wie ihr! Wenn ich die rauskriege, schlage ich sie zu Brei!" Apollo flüstert mir zu: "Die beiden, die du eben geschlagen hast, haben unser Brot mit aufgegessen."

Ich schlage keinen zu Brei, sondern sage: "Heut gehen wir zwei hungrig schlafen. Morgen geht ihr zwei hungrig zur Arbeit. Dann sind wir quitt."

Alles geht jetzt in sein "Bett". Morgen früh sprechen wir weiter. Dann nehme ich meine letzten zwei Zigaretten, die ich im Brot mit durchgeschmuggelt habe, heraus, gebe Apollo die eine und sage: "Hiervon macht jeder einen Zug, bis sie alle ist. Die zwei Spitzbuben kriegen keinen, verstanden?" Die Freude war groß, denn die Griechen sind leidenschaftliche Raucher. In den beiden Zurückgesetzten lodert der Hass doppelt hoch.

Apollo setzt sich zu mir aufs Bett und er kann ab und zu einen Zug von meiner Zigarette mitmachen. Zwischendurch erzählt er mir un

er mir unglaubliche Geschichten aus dem Lager.

Apollo war ein ehemaliger Polizist aus Athen, der Hauptstadt Griechenlands. Warum sie hier waren, wußte kein Grieche. Seinen Zunamen habe ich vergessen, ebenso die der anderen. Ich konnte die Namen nie richtig lesen, noch weniger aussprechen. Den heldischen Namen Apollo werde ich in meinem Leben nie vergessen, mit ihm hängt zuviel in meinem Leben zusammen.

Er war jetzt 1 1/2 Jahr im Lager. Sehr viel Griechen sind erfroren, viele verhungert. Ins Lazarett traute sich keiner zu gehen. Wöchentlich zweimal kam ein Krankenauto und holte die Schwerkranken ab, angeblich in ein ordentliches Krankenhaus. Jetzt wissen sie schon alle, daß sie in dem Krankenwagen durch Auspuffgase getötet wurden, und man transportierte sie gleich ins Krematorium. Um nicht so schnell zu verhungern, fressen sie alles, was sie finden, Gras vom Wegrand, Kartoffelschalen usw. Daß es hier so mit den armen Kerlen stand, überhaupt solche Verhältnisse hier im Lager herrschten, habe ich ja nicht angenommen. Während seiner Zeit hier im Lager sind 40 oder 45 Deutsche spurlos verschwunden. Man hat schon erzählt, daß sie totgeschlagen und vor Hunger aufgefressen wurden; doch er wisse, wo die meisten geblieben sind. Geflüchtet ist keiner, es kommt hier niemand weg. Bei dem geringsten Fluchtversuch wird geschossen, manche sind erhängt worden. Wenn hier ein Deutscher verschwindet, kümmert die Verwaltung sich nicht darum, daher müßte ich sehr aufpassen, daß die Mitgefangenen mir nicht zu Leibe gehen, denn die wissen, daß ihnen nichts passiert. Jeder Grieche habe ein Messer unter den Dielenbrettern versteckt, das er im Notfall gleich zur Hand hat, wenn er von den Beamten nicht beobachtet werden könne. Die beiden Verprügelten seien besonders rachsüchtig und haben auch Messer. Er will mir sein Messer geben in dieser Nacht und ich soll gar nicht einschlafen, sonst wache ich am nächsten Morgen nicht mehr auf. -

Da hatte ich genug gehört. Ich wollte aber in dieser Nacht schlafen, denn ich war sehr müde und wollte auch noch wohlgeruht wieder aufwachen! Ich stand also auf und machte Licht, denn die Fenster waren ja verdunkelt. Apollo steckte mir sein Messer zu, ich ließ es im Ärmel verschwinden, denn ich konnte ja eventuell durch die Tür beobachtet werden.

Dann nahm ich vier Mann, und sie mußten aus den Schränken ein kleines Zimmer für mich bauen.

Es geht nicht ohne Krach dabei zu, doch von der Wache läßt sich kein Schwanz sehen. Drei Schränke am Bettenende, fünf Schränke bilden die lange Wand. Je zwei Mann haben einen Schrank, Apollo und ich haben je einen für sich. Einen kleinen Durchschlupf als Tür, Bett, Schmel und Eimer bildeten das ganze Inventar.

Wach sind sie doch alle; so lasse ich sie antreten. "Jeder vor seinen Schrank!" Dann muß mir jeder seinen Blechnapf und Löffel zeigen und ich ordne an: "Um die Sauberkeit besser kontrollieren zu können, stellt jeder seinen Napf auf den Schrank und legt sei-

nen Löffel obenauf." In Wirklichkeit geschieht es zu meiner persönlichen Sicherheit, denn beim Überklettern der Schränke, besonders im Dunkeln, würde es Lärm verursachen.

Dann können alle wieder in ihre Betten gehen.

Haßerfüllte Augen sehen mich an.

Apollo kommt zu mir rein. Ich lasse ihnen sagen: "Wer ohne mein Wissen meinen Raum betritt, der erhält eine ordentliche Tracht Prügel. Gute Nacht!" - Und dann frage ich ihn: "Apollo, hast du eine dünne Schnur?" - "Nein, nur Nähgarn." Das ist auch gut. Ich hänge eine Decke vor die Tür, nehme den Zwirn und ziehe in Schienbeinhöhe einen Faden vor die Tür, verbinde ihn mit meinem Blechnapf, lege den Löffel rein und stelle ihn auf meinen Schamel neben das Bett. Apollo sieht zu und lacht übers ganze Gesicht. "Bonno", sagt er. "So, jetzt kannst du schlafen gehen," sage ich laut und "mache gleich das Licht aus." Dann leise: "Ich nehme mir eine Decke und schlafe in Deinem Bett." Gut, er geht, das Licht wird ausgedreht, ich nehme die Decke, steige über den Faden und verschwinde in Apollos Bett. Sein Messer habe ich in meiner Rechten. Müde, wie ich bin, schlafe ich bald ein. -

Zwei Stunden werde ich fest geschlafen haben, da! - ein Höllenkrach! Bums! Bums! - Ich bin gleich hellwach und flitze zum nahen Lichtschalter. Taghell: - Einer verschwindet in sein Bett, er schläft oben. Der Untere schläft, steht in meiner Tür. Mit der Linken hält er die Decke zurück, in der Rechten blitzt sein Messer. Alle sind wach und haben sich aufgerichtet. Auch ich fasse mein Messer fester und gehe ganz langsam auf ihn zu. Was macht man mit mir, wenn ich ihn ersteche? -

Da saust ein blitzendes Messer dicht an meinem Halse vorbei und bleibt im Schrank, gleich neben dem Eindringling, stecken. Es gab doch einen kleinen Schreck und ich ducke mich zusammen. Vielleicht zu meinem Glück? Denn wieder flitzt ein Messer dicht

vorbei, ritzt meinen Bauch und fällt an der Wand herunter.

Dann war ich an meinem Mann. Ein Bauchstich von unten sollte mich treffen, aber mein Fuß saß schneller in seinem Bauch. Er fließt in meinen kleinen Raum zurück. Ich nehme das Messer in die Linke und versetze ihm mit der rechten Faust zwei gealtige Schläge. Er rührt sich nicht mehr. Ich nehme seinen Dolch an mich, springe raus und hole mir die anderen beiden Wurfmesser. Dann will ich Apollo sein Messer geben und sage: "Komm mit rein zu mir, aber von den anderen verläßt keiner sein Bett!"

Apollo soll mir sagen, wer noch nach mir geworfen hat. Da sagt das lange Elend: "Das erste Wurfmesser kam von mir. Es tut mir leid, daß ich bald deinen Hals durchbohrt habe, aber es sollte den anderen treffen. Das wird dir der Betäubte gewiß bestätigen, wenn er wieder zu sich kommt." Jetzt behielt ich sämtliche Messer, denn ein leiser Zweifel saß in meinem Herzen.

"Apollo, geh du in dein Bett und sage dem Messerhelden, er soll seinen Freund aus meinem Zimmer schleppen und sein Messer abholen." Er sagte ihm etwas auf Griechisch und der sprang auch gleich aus seinem Bett. Als er in Reichweite war, schlug ich ihn nieder und bearbeitete ihn so lange ich konnte. Ich wußte nicht, habe ich ihn totgeschlagen? Dann kam sein Freund zu sich und wollte ihm zur Hilfe eilen, weil der aber schon groggy war, ließ ich ihn ungeachoren und wollte mich auf meinen Strohsack legen. Da sah ich, daß der Strohsack von einem Messer zerfetzt war. Hätte ich im Bett geschlafen, wäre ich bestimmt erstochen worden. Da packte mich noch einmal die Wut, ich ging noch einmal hinaus und schlug auch den anderen, bis ich dachte, die wachen beide nicht mehr auf. Jetzt kannst du richtig schlafen.

Kein anderer Grieche hatte sich eingemischt, weil sie sahen, daß selbst Apollo zu mir hielt. Ich drehte das Licht aus und wollte schlafen, nur schlafen!

Mein Zweifeln an Apollo setzte mir mehr zu, als ich mir eingestehen wollte. War er mein Feind? Dann war er sehr schlau, gefährlich, stark und listig... doch die Müdigkeit überwältigte mich. - Ich habe sehr gut geschlafen.

Beim Aufschluß meldete ich zwei Mann krank und erzählte den Beamten die ganze Geschichte, nur die Messer verschwieg ich. Er sah sich meinen umstellten Raum an, lachte und ging mit den Worten: "Ich habe schon den Bericht von dem gestrigen Brand gelesen. Ist ja eine tolle Bude. Ein Wunder, daß Sie noch so auf dem Damm sind. Die kommen beide ins Lazarett. Das Brot bleibt hier. Endlich mal ein Mann, der die Bande in Raison hält." Auch den Apollo wollte er rausnehmen, aber ich bat, ihn mir hier zu lassen.

Es war mein Glück, denn so manchen Beweis seiner Treue sollte ich noch erleben. Die zwei feigen Mordbuben wurden ins Lazarett gebracht, die anderen bekamen ihren Kaffee und Brot und rückten zur Arbeit aus.

Apollo mit seinem Rücken bekam einen Schontag, und da ich das Lager nicht verlassen durfte, waren wir den ganzen Tag zusammen. Die Bude wurde so sauber gemacht, wie noch nie. Die Betten waren so verlaust, daß sich das Stroh bewegte. Wir konnten die Strohsücke neu stopfen, die beschädigten Decken wurden umgetauscht. Dann putzten wir die Zinkeimer blank. Die Eimer waren zum Waschen einer für zwei Mann. Wenn der elfte Eimer des Nachts vollgemacht war, wurden auch die Wascheimer benutzt. Für das große Geschäft wurden die Latrinen benutzt. Morgens wurde stubenweis angetreten und dann ging es zur Toilette. Jeder mußte seinen Allerwertesten so dressieren, daß er - wenn er von der Arbeit einrückte - sein Geschäft erledigen konnte. Der elfte Eimer durfte für große Geschäfte nicht benutzt werden. Wer doch einmal das Pech hatte, mußte den Eimer mit Deckel blankputzen wie einen Spiegel.

Ich frage Apollo, was sie mit mir gemacht hätten, wenn ich

erstochen worden wäre. Er meinte: "Sie hätten dich in eine Decke eingeschlagen und als einen Kranken mit zur Latrine getragen. Dort hätten sie dich reingeworfen, dann einen anderen in die Decke gehüllt und für dich mit zurückgenommen. Wenn nach dir gefragt worden wäre, hätte natürlich niemand etwas gewußt. Von den verschwundenen Germansk sind die meisten in die Latrine gewandert. Etliche sind hingefallen und haben sich das Genick gebrochen, einige haben sich tatsächlich erhängt und zwei sind auf der Flucht erschossen worden. Entlassen oder auf normalem Wege ist hier noch keiner rausgekommen. Dafür sorgt auch der Kommandeur, der bestimmt den Auftrag hat, hier lebend keinen rauszulassen. Er richtet es immer so ein, daß so en die zwanzig Deutsche hier sind. Ist einer tot, kommt ein Neuer dazu, den man gern los sein will."

Aber nicht nur die Griechen, auch die 500 Spanier, Franzosen und andere haben schon Germansk umgebracht. Ich solle sehr aufpassen, und er wird mich warnen und aufmerksam machen, wo er nur kann.

Ich habe 20 Hemden angefordert, denn die Leute tragen schon seit Wochen ihre Hemden. Alle sind vollständig verlaust. Dann heißen wir: etwas Holz und 10 Kohlen gibt es täglich. Doch gestaunt habe ich, wie die Brüder stehlen können, denn der große Ofen verbraucht ja so viel mehr!

Jetzt rückten sie ein und plapperten nur so durcheinander. Fast jeder hatte etwas Holz, ja sogar Kohlen, bei sich, und hinter dem Ofen lag schon ein ganzer Berg. Dann erzählten sie, wie Apollo sagt, nur vom Essen. Mittags haben sie auch nur 1/2 Ltr. Suppe erhalten, genau wie wir, Graupenwasser. Etliche rauchten ausgekauften Priem und grünen Blättertabak. Als ich später auf dem Gang trampeln hörte, treten sie an, ohne dazu aufgefordert zu werden, denn gleich geht es los zur Latrine.

Unsere Stube ist die erste von dieser Baracke; es geht gleich hinten raus. Ich muß als Letzter gehen. An den Wegen stehen die

Posten. Die anderen Gefangenen sind noch nicht ganz raus, das stürmen meine schon in die Latrine. Da ich aber nicht muß, bleibe ich im Gang stehen und beobachte alles genau.

Es ist ein langer Bau mit Oberlichtfenster. Auf der anderen Seite ist auch ein Gang, wo soeben eine andere Stube hereinkommt. Zu sehen ist von den anderen niemand, doch umso mehr zu hören. Sie vollführen einen einzigen Spektakel. In der Mitte ist eine große Grube, die bestimmt 2 m tief ist. Darüber Verschlüge aus Holz. Keine Brille, sondern nur ein Balken und darunter ein Abgrund, mit Kot angefüllt. Den ganzen Raum trennt eine hohe, lange Holzwand, so daß eine Abteilung die andere nicht sehen kann, aber da sie sich miteinander verständigen wollen, schreien sie so furchtbar laut. Ja, wenn hier jemand hineinfällt, bei diesem Radau würde kein Mensch etwas von dessen Verschwinden bemerken. Die Maden und Würmer würden in Kürze nur noch ein paar Knochen übriglassen. Wenn die Griechen das Bassin leeren, würden sie auch die Knochen mit herausholen? Oder leeren sie es nicht ganz und lassen die Knochen immer darin, bis auch sie darin vermodern? Furchtbarer Ge-

danke! Dieser Kotbrei war wie ein verschwiegener Sumpf. Sollte er auch einmal mich verschlingen? Ein grausiger Tod. Pfui Teufel nochmal! So wollte ich denn doch nicht enden. Noch besaß ich Kraft, aber wie lange noch bei diesem Fraß? Wie lange dauert dieser Krieg noch?!

Doch genug dieser schaurigen Betrachtung. Ich muß raus, die Nächsten stürmen schon herein. In der Stube angelangt lasse ich die Leute vor ihre Wassereimer treten und die Hemden ausziehen. In Güte wollen sie nicht, also helfe ich nach. So kalt, uh, so kalt! Es gibt hier sehr viel ungebrauchte Seife, jetzt findet sie ihre Verwendung. Reibt euch nur tüchtig ab, ihr habt doch Handtücher? Dann wird euch warm werden! Die alten, verdreckten Hemden werden auf einen Haufen geworfen und jeder bekommt ein sauberes. Trotzdem haben es welche fertiggebracht, ihre alten Hemden wieder anzuziehen. Alles umlagert den Ofen. Ein junger Kerl mit altem Hemd steht da und lacht mich an - oder aus? Ich frage: "Hast du Läuse?" "Ich nix Laus!" - "Zieh mal dein Hemd aus." "Nix aus, so kalt, soo kalt!" Ich ziehe ihm das Hemd aus und zeige ihm die Läuse. "Nix so viel," bibbert er. "Wo ist dein reines Hemd?" - "Ich nix reines Hemd!" Ich werfe sein Hemd in den schmutzigen Haufen und sage dabei: "Wenn du kein sauberes Hemd anziehst - denn jeder hat eins erhalten - und ich finde morgen in deinem sauberen Hemd eine Laus, gibt es Keile." Da sucht er zwischen dem Berg schmutziger Hemden sein sauberes hervor, so ein Filou, und zieht es sich über und lacht verschmitzt dabei. Noch vier Mann lasse ich ihre sauberen Hemden raussuchen und umziehen. Alle sitzen voller Läuse. Ein Alter lacht mich an und sagt: "Nix Laus." Ich zeige sie ihm, er meint: "Nix so schlimm, ein Pu, zwei Pu, nix so viel."

Am nächsten Abend lasse ich den Jungen am warmen Ofen das Hemd ausziehen; er sitzt wieder voll. Ich lasse sie ihn alle absuchen und totknacken und kündige ihm die versprochene Keile an,

wenn er damit fertig ist. Fast alle sehen verstoßen zu mir herüber und ziehen sich die Hemden aus und fangen an zu jagen und zu knacken. Keile gibt es also nicht.

Es kommt Brot und Tee. Bis jetzt habe ich meine Extra-Portion mit Apollo geteilt; er ist ja mein guter Dolmetscher. Ab heute bekommt auch er durch meine Fürsprache doppelte Portion. Alle staunen. Wir haben zwei Neue zubekommen, die fühlen sich hier in der Sauberkeit gar nicht ganz wohl.

Ich habe veranlaßt, Trie und Peer zu stehlen, sie haben in alten Esgeschirren etwas mitgebracht. In Abwesenheit der Belegschaft habe ich alles damit eingepinselt, auch wegen der vielen Wanzen. Jetzt ist nur noch ab und zu eine Laus zu finden, und die braunen Streifen zwischen den Bettterritzen - alles Wanzen - sind weg. Mein Saal fällt durch Sauberkeit auf und so erhält mein Volk sehr oft Nachkost. Besonders am Sonntag immer und da ist das Essen etwas dicker gekocht.

Meine Leute sind sauber geworden und fühlen sich wohl dabei. Keiner möchte mich mehr missen. Wenn ich zu Apollo sage: "Ich möchte mich nach einem anderen Saal verlegen lassen, um da Schwung reinzubringen, sagt ihnen Apollo das wieder und sie fangen an zu weinen, wie die Kinder. Ab und zu muß ich noch einen zur Ordnung rufen, aber das liegt wohl am südlichen Temperament. Alle können mich gut leiden, bloß die anderen Säle und der Lagerkommandant nicht. Letzterem geht es wohl zu langsam, denn drei Monate bin ich schon hier und bin noch immer der Alte, wie am Tage meiner Einlieferung.

Einmal, vor vier oder fünf Wochen, wäre es bald um mich geschehen gewesen, wenn mich Apollo nicht gewarnt hätte. Apollo und die anderen waren von der Arbeit zurück. Es war gegen 17 Uhr, da sagt er: "Paß auf. Kurz vor dem Eingang der Latrine, wo du als Letzter gehst, will die andere Stube gleich hinterher kommen, dich stolpern lassen und über dich herfallen. Dann wollen alle an-

packen und dich in den Kot werfen. Da ich als Größter vorn gehen muß, kann ich dir nicht gleich helfen. Du mußt zusehen, wie du allein fertig wirst. Nimm dein Messer mit, denn die haben keine bei sich und haben Angst, wenn du dein Messer ziehst."

Ich merkte an den Blicken, daß es die ganze Stube schon wußte, aber keiner getraute sich, mir etwas zu sagen. Ich nahm mein Messer nicht mit, denn nun ich Bescheid wußte, hatte ich Gott und Selbstvertrauen. Wir marschierten ab. Ich merkte, daß sich die Stube 21 gleich anschloß. Die größten Leute gleich hinter mir, auch der Stubenälteste, der Größte von allen, der sonst als Letzter ging, gleich hinter mir. Das konnte ja gut werden. Aber ich war die Ruhe selbst und ließ mich nichts anmerken. Als ich meinen Fuß auf die Eingangsschwelle setzen will, werden mir die Füße weggerissen. Ich falle auf die Hände, ziehe kurz meine Füße an und komme frei. Jetzt springe ich hoch, drehe mich mit einem gewaltigen Schwung um, und mit voller Kraft landet meine Rechte genau unter dem Kinn des großen Stubenältesten. Der klappt zusammen wie ein Taschenmesser. Vom Posten ist nichts zu sehen, die halten sich wegen des bestialischen Gestankes außer Schweite. Jetzt war die Hölle los! Im ersten Moment, da sie sich ohne Führer sahen, stutzten sie - dann wollten sich alle auf mich stürzen. Ich stand im Türrahmen, gebe dem Ersten einen derben Tritt vor die Brust, ziehe die Tür zu und drücke die Klinke mit meiner Schulter hoch. Dann brülle ich: "Erst kommen meine Leute ran. Solange müßt ihr schon warten, ihr Räuber. Wer durch die andere Tür kommt, den schmeiße ich in das Loch!" Ich staune, wie schnell meine Leute mit ihrer Sitzung fertig sind. Alle rennen schon zum Ausgang. Ich lasse die Klinke los und renne hinterher. Meine Leute lachen und sind froh, daß es diesmal so gut abgelaufen ist. Ich war wohl blaß, das sagte mir Apollo, aber ich lache doch mit und alles geht seinen Weg weiter.--

Den gemeinen Charakter des Kommandanten muß ich noch schildern:

Wir mußten jeden Sonnabend baden. Es war um die Weihnachtszeit, hundekalt, überhaupt für die Griechen. Wir gehen in die Badebaracke zwei und drei Mann unter eine Brause. Das Wasser ist noch kalt, aber wir müssen drunter. Langsam wird das Wasser immer wärmer, es wird heiß, wir müssen drunter bleiben. Wer vor will, bekommt den Karabiner zu kosten. Der Posten stößt jeden zurück. Bald wird das Wasser kochend; alle sind krebsrot und schreien! Doch - drunter bleiben und 10 Minuten aushalten. Diese Schmerzen sind unvorstellbar. Anstatt nun zurück zum Umziehraum - raus vor die Baracke und antreten. Nackend, manche sind nur noch Haut und Knochen, raus! raus! Ist das ein Unterschied von der Siedehitze in die schneidende Kälte hinaus! Der Chef steht vor uns im Pelzmantel und hat eine Reitpeitsche in der Hand. Können nicht gerade stehen. Halb verhungert! Zu faul zum Fressen! So geht es weiter, und bei jedem Satz kriegt der erstbeste einen Hieb.

Ich habe meinen Leuten gesagt: wenn er sich umdreht und nicht hinsieht, Kniebeugen machen und sich bewegen. Sonst friert ihr zu

Eiszapfen! Leider sind sie zu erschöpft und gleichgültig und erfrieren lieber.

Die andere Abteilung, die sich im anderen Raum umgezogen hat und unter den Brausen steht, muß doch bald herauskommen? Wir stehen immer noch... Einer fällt nach vornüber, bleibt liegen wie tot - Jetzt noch einer. - Dann endlich kommen die anderen heraus. Wir können uns anziehen gehen, aber es geht kaum. Einer faßt den anderen unter. "Die zwei kommen ins Lazarett." - Wir wissen, was das bedeutet.

In der Stube angekommen, reiben wir uns gegenseitig ab, bis wir wieder rot und warm sind. Wieder sind zwei Mann von uns geschieden; es war nicht das erste Mal.

Dieses Schwein ergötzte sich am Anblick der nackten, gequälten Körper! Aber die Abrechnung naht!...

Heiliger Abend. Wir haben alles gereinigt, der Tisch ist mit weißem Papier bedeckt, das die Griechen von draußen mitgebracht haben. Sie haben auch ganze Platten Plexiglas mitgebracht von einem abgestürzten Bomber. Daraus haben sie die schönsten Sachen angefertigt: Libellen, Falter, Vögel, Rosen und andere Blumen, gedrehte Lichte für den Baum, Dolche mit unterlegtem Plexiglasgriffen, ganz herrliche Sachen. Lange Ketten aus Buntpapier. Stunden über Stunden saßen sie und bastelten. Ich habe im Lager beim Geländesäubern einen schönen Baum gefunden und durch das Fenster geschoben. Er reicht vom Tisch bis zur Decke. Dieser steht jetzt geschmückt auf dem Tisch. Auf jedem Platz liegen neben dem Eßnapf ein paar Tannenzweige. Vom Gärtner habe ich mir ein paar Pfund Tabakblätter erbettelt, und da sie alle gern rauchen, hat jeder auf seinem Platz 10 große Tabakblätter zu liegen.

Die Belegschaft ist nicht wieder zu erkennen: Strahlende Gesichter, glänzende Augen, sauber und lustig. Ich muß auf mein "Zimmer" gehen, und als sie mich rufen, liegt ein Berg von

Geschenken auf meinem Platz hinter dem Tannenbaum. Zwei große Aktentaschen aus Kunstleder vom abgestürzten Bomber, 4 Brieftaschen von demselben Stoff, Rosen, Falter, Libellen und Schwalben als Anstecknadeln gedacht. Dazu zwei herrliche Messer. Stabil mit Bunt- und Silberpapier unterlegte Glasgriffe. Ich denke an die Posten: dafür würde ich viel Tabak eintauschen können und wir können alle qualmen! Ganz herrlich gedacht. -

Es ist kurz vor dem Essenverteilen. Es soll heute Schokoladensuppe zum Abendessen geben. Alles ist voller Freude: die Wache ist schon hier gewesen und die Posten haben sich lobend ausgedrückt über die feierlich geputzte Stube. Dafür sollen wir Nachkost erhalten. Plötzlich geht die hintere Tür der Baracke auf. Geschrei. - Achtung! Dann Meldung, und schon wird bei uns aufgeschlossen...

Auf der Schwelle steht eine Figur, die Gift und Galle speit, und im Hintergrund SA-Führer. Ich springe vor, muß die Stube melden, da wird er blau im Gesicht, winkt ab und brüllt so laut, daß ich Angst habe, er platzt: "Ihr Verbrecherpack! Das soll Strafe sein? Ihr seid wohl wahnsinnig geworden? Euch werde ich helfen! Wer hat das Papier geklaut? Wer hat den Baum gestohlen?" - "Ich, Herr Kommandant!" - "Das traust du Hund dich, noch zu sagen? Warte!" Alle, selbst die Begleitung und die Wache, sind ganz verdattert. Dann: "Raus mit dir, du Strolch. Die Stube kriegt nichts zu essen. Morgen auch nicht! Du Strolch kommst sofort in Arrest." O, du schön gedachtes Weihnachtsfest!

Dicht bei den Galgen liegen die Arrestzellen. Es ist ein kleiner Schuppen mit zwei Zellen, drei Stufen hoch über der Erde. Durch die Dielenbretter kann man hindurchsehen. Die Zelle ist 2 Meter lang, 1 Meter breit, 3 Meter hoch. Dicht unter der Decke ist ein kleines Fenster ohne Glasscheiben, nur drei Gitterstäbe davor. Da kein Vorraum und keine Holztür, sondern nur eine Eisentür aus dicken Eisenstäben den Eingang bildet, hat die Kälte und der

scharfe Wind freien Durchzug. In diesem kleinen luftigen Raum liegt ein Stückchen alte Sackleinewand und darauf ein bisschen Stroh an der Fensterwand. Die ganze Einrichtung besteht aus einem alten Wasserkrug.

Am Tage kann der Arrestant seine Kleidung anbehalten. Gleich nach Einschluß um 18 Uhr muß er sich bis auf das Hemd entkleiden und seine Kleider schön zusammengelegt auf die unterste Stufe des Einganges legen, damit sie des Nachts für ihn unerreichbar sind, und dann kann er sich, nur im Hemd, in seinem Gemach zurückziehen. Im Hochsommer mag es noch gehen, aber da man auch im Winter bei der größten Kälte nicht einmal eine warme Decke erhält, muß man hier in kürzester Frist lazarettreif sein, und das bedeutet hier den Tod. Ich mußte gleich meine Kleider ablegen, wurde eingeschlossen und mich selbst überlassen.

Heiliger Abend 1944.

Schon nach einigen Minuten zitterte ich vor Frost. Ich machte einen Dauerlauf auf der Stelle, bis ich umfiel. Im Moment fror ich nicht, und dann stopfte ich mir mein Hemd mit dem bisschen Stroh aus, legte mich zusammengekauert in eine Ecke und steckte meine Füße unter das Stück Sackstoff. Vor Ermüdung mußte ich wohl eine zeitlang geschlafen haben; dann wurde ich wach und hörte meine Zähne klappern. Um nicht noch einmal einzuschlafen, ging ich die ganze Nacht im Kreis herum und auf der Stelle, machte ein paar Kniebeugen, setzte mich einen Moment hin und begann immer wieder von Neuem. Abwechslung hatte ich selbst in der Heiligen Nacht durch die Luftangriffe, aber daran war man ja schon so gewöhnt, das war ja nichts Besonderes mehr.

Auch für mich kam der Weihnachtstag. Es wird heller und heller das Lager beginnt sich zu regen. Ein Posten kommt, sieht herein, sagt kein Wort und wirft mir einen glühenden Stummel vor die Füße. Ich wärme meine steifen Finger daran auf. Eine Stunde wird ver-

gangen sein, da kommt ein Grieche mit Brot und reicht es durch das Gitter. Im Hintergrund steht ein Justizbeamter. Er fragt, was ich für ein Landsmann sei. Ich antworte, Deutscher, und ob ich mich anziehen könne, und das Wasser im Krug sei gefroren, ob ich nicht anderes bekommen könnte. Er geht aber fort, ohne etwas zu sagen. Nach kurzer Zeit kommt er mit einem Kalfaktor und schließt meine Tür auf. Der Kalfaktor wirft mir die Kleider rein und stellt mir einen anderen Krug hin, nimmt den gefrorenen mit und beide verschwinden wieder. Erst nach dem Anziehen merke ich, daß der Krug dampft. Ich stürze darüber her, streichele ihn, drücke ihn an mich und schlürfe den Dampf. War das ein künstliches Weihnachtsgeschenk!

Ich sehe sie mit den dampfenden Kesseln vorbeiziehen, auch große Bretter mit Bergen voller Wurststückchen und beschmiertem Brot. Ob mein Saal auch etwas erhält? Ungewollt sind meine Gedanken bei meinen mir liebsten Menschen daheim. Ich denke an die schönen, festlichen und gemütlichen Weihnachtstage im Familienkreis von früher. Dann an mein Elend. Wer hat Schuld!?

Wenn ich diese Wochen hier im Arrest überlege, geschieht ein Wunder. Gibt es noch Wunder? - Nach Stunden höre ich Autohupen, Torgerassel, laute Stimmen. Was mag da los sein?

Bald sollte ich es erfahren. Die kleine graue Giftkröte in großer Uniform mit Lametta, behangen sieht durchs Gitter und brüllt: "Achtung!" Dann sehen acht Augenpaare neugierig zu mir herein. Zwei Paar davon kenne ich: Der Zuchthausdirektor und der Zuchthausarzt. Auch sie erkennen mich noch wieder. Dann noch zwei Herren in Gehpelzen und vier hohe Offiziere in Gala. Ich höre sie noch erzählen und lachen - dann ist die Vision vorbei. - Nach ungefähr einer Stunde kommen zwei Wärter und holen mich heraus. Sie bringen mich in die Lazarettbaracke und sagen: "Du machst deinen Arrest im Lazarett ab und gehst dem Doktor zur Hand. Der weiß schon Bescheid."

Der französische gefangene Doktor lacht mich an und freut sich, daß er gute Gesellschaft bekommt. Hier habe ich es drei Wochen lang gut. Es ist schön warm und ich erhalte besseres Essen, so wie der Doktor. Der Doktor hat nicht viel zu tun, die Einlieferungen sind fast alles Verhungerte, manche haben Lungenentzündung. Hier sterben nicht viele, denn bevor sie sterben, werden sie mit dem Krankenwagen abgeholt und - zum Krematorium gefahren. Ich helfe hier fleissig, fege, schrubbe und putze, heize die Öfen und helfe bei den Betten.

Mit dem Doktor habe ich mich angefreundet. Wir wohnen und schlafen in einem kleinen Zimmer. Die Giftkröte läßt sich hier nie sehen, sie kann den ekelhaften Geruch hier nicht vertragen. Jetzt, wo ich hier bei der Arbeit bin und alles sauber halte, und auch desinfiziere, ist der Gestank verschwunden. Der Doktor möchte meine Hilfe nicht mehr missen und hat alles versucht, mich zu halten. Doch leider vergeblich. Ich soll mich von keinem sehen lassen, alle sollen denken, ich sitze in Arrest. Aber mir fehlt die frische Luft und mir fehlen meine Leute, ich bin zufrieden, wenn ich die Halbtoten nicht mehr zu sehen brauche und wieder das Gelände säubern kann.

Dem Doktor fällt der Abschied schwer. Er ist etwas in mich verliebt, doch nachdem drei Wochen herum sind, bin ich wieder in meinem alten Saal 22 und kann dem größten Teil meiner alten Leute wieder die Hände schütteln. Alle staunen, daß ich noch lebe, und am meisten freut sich Apoälo. Am 1. Feiertag, wo es besseres Essen gab, mußten sie hungern, doch meine Geschenke haben sie gleich versteckt und die sind gerettet worden.

A u s k l a n g.

So geht nun hier das alte Lagerleben weiter bis zum 14. April 1945. Seit Wochen finden Tag und Nacht schwere Fliegerangriffe statt. Das Lager ist halb geräumt. Wo sind die Leute geblieben? Viele sollen als freie Arbeiter in den Fabriken arbeiten!? Den Wachen merkt man eine gewisse Unruhe an und die Giftkröte ist noch giftiger geworden. Es geht irgend etwas vor...

Am 14. April werde ich zu der Giftkröte gebracht mit allen Sachen. Die Sachen gehen zur Kammer und ich muß vor dem Büro warten. Hier stehen noch 9 Deutsche angetreten und haben Angst, sie werden umgelegt. Endlich kommt der Kommandant und fragt: "Wer beim Militär gedient hat, rechts raustreten." Es sind 6 Mann. Dann hält er eine kurze Rede. Er spricht von der siegreichen Armee und dem Führer. Jeder müsse seinen Mann stehen, dannw wäre uns der Sieg sicher usw. Zum Schluß sagt er: "Ihr könnt euch freiwillig zum Militär melden. Ihr seid sofort frei und werdet zur Truppe gebracht und dort eingekleidet. Ihr könnt genau wie jeder andere Soldat, das Vaterland verteidigen helfen. Eure Strafe ist euch bei guter Führung erlassen und ihr steht wieder makellos da. Wer das will, vortreten."

Zwei Ungediente traten vor. Uns-übrigen hielt er noch einmal eine Rede und bearbeitete uns. Wir aber wußten, das Ende war da, so oder so. Wenn uns der Feind nicht erschießt, werden wir hier umgelegt. Aber wenn sie uns nicht gleich erschießen, haben wir noch eine Chance. Als Gefangene würde uns der Feind nicht erschießen, höchstens befreien. Wir acht Mann traten nicht vor. Die Giftkröte fing immer mehr an zu spucken und ganz empört ging er mit den beiden Opfern in sein Büro. Nach kurzer Zeit kam er mit zwei Beamten wieder heraus und ließ uns Handschellen anlegen. Dann fragte er uns, ob wir es uns überlegen wollten. Noch hätten wir Zeit. Wieder meldete ~~ich~~ sich keiner. Er geht wieder hinein und läßt die

zwei Justizbeamten bei uns. Dann kommt er mit zwei von der SA. Sie haben Pistolen und Karabiner um und er sagt: "Los, da stehen sie!" Der eine Beamte sagt "Los" und "Zu zweien marsch" und ab geht es in Richtung Tor. Der Posten schließt die Tore auf und läßt uns hinaus. Ach, wenn doch jetzt die Russen kämen!

Was wird man mit uns jetzt machen? Einer von der Justiz geht voran, die anderen hinter uns. Wir marschieren, marschieren. "Dreht euch gar nicht um!" Wir marschieren. Solange der Beamte noch vor uns geht, glauben wir nicht ans Erschießen. Wir marschieren. Aber wohin? Erschießen hätten sie uns doch im Lager können?

Als wir aus einem Wald herauskommen, sehen wir den roten Zuchthausbau vor uns liegen. Bald stehen wir vor dem großen Tor. Ein Gefühl der Sicherheit durchdrang mich. Ich kannte den Pförtner und kann ihn sogar anlächeln. Nachdem wir übergeben sind, kamen wir getrennt auf verschiedene Zellen. Ich kam nach Haus IV auf eine große Zelle, in der 32 Mann lagen. Alle staunten, verschiedene kannten mich und wollten etwas Neues hören. Ich konnte nicht viel erzählen, aber ich bekam sehr viel zu erfahren. Ich war erstaunt, daß keiner arbeitet und über den Humor und die Begeisterung. Alle freuen sich auf den Tag der Freiheit! Dauernd werden Verlegungen vorgenommen. Warum? Ich komme wieder nach Haus II in eine kleine Zelle, in der noch zwei Mann liegen. Die Beamten kennen mich fast alle und wollen ihren Augen nicht trauen. Jeder fragt: "Sie leben noch?"

Die Fliegerangriffe hören nicht auf. Am Tage die Jagos und des Nachts die Bomber. Dazwischen können wir deutlich Kanonendonner hören. Wenn sie nicht bald kommen, schießen sie uns noch zu guterletzt zusammen. Man hört kein Türeenschließen mehr. Die Beamten sind fort und lassen uns ohne Essen. Freistunden gibt es schon lange nicht mehr. Ob sie bald kommen?

Da - am 27. April - kommen schwere Panzer durch das Tor!  
Die Zellen gehen auf!

Die Bäckerei ist voller Brot und bei der Verteilung durch  
die Gitter entspinnt sich mancher Kampf, aber bald werden alle  
satt und froh.

Das erhabene Gefühl, frei zu sein, versöhnt alle, Freund  
und Feind.

Hier werden die Befreier gefeiert wie nirgends, denn hier  
sind es Befreier im wahrhaftigsten Sinne des Wortes.

Ende.

Institut für Zeitgeschichte

ED-106-84 - 119

KÖPKE, Ludwig

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

12. Dezember 1954

Frau L. Köpke  
Institut für Film und Bild  
Referat Jugendfilm  
M ü n c h e n 23

Sehr geehrte Frau Köpke!  
Gestatten Sie mir bitte eine Frage: Sind Sie vielleicht verwandt mit einem Herrn Köpke, der mir im Frühjahr 1945 in Brandenburg begegnet ist, wo er eine Zeitlang als Kriegsgefangener im Zuchthaus Brandenburg einlogiert sass? Es würde mich sehr freuen, mit diesem Herrn Köpke, der mir zuletzt aus München geschrieben hat, wieder in Verbindung zu kommen.

Mit freundlichen Grüßen  
Ihr ergebener

München, d. 7. Februar 1955

Sehr geehrter Herr Hammer!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich erst jetzt auf Ihren Brief vom 12. Dezember zurückkomme. Durch die Krankheit von Herrn Karsten ist leider einiges in Vergessenheit geraten.

Mein Vater hat den Vornamen Ludwig und war Kriminalkommissar. Im Jahre 1945 kam mein Vater nach dem Umsturz von Kopenhagen nach Flensburg und dann auf zwei bis drei Tage nach Rostock. Er wurde dann von den Russen abgeholt und in das Lager nach Brandenburg gebracht, wo er angeblich im Jahre 1948 nach einer schweren Erkrankung (doppelseitige Lungenentzündung) verstorben sein soll. Meine Mutter lebt noch in Rostock, hat aber bis heute noch keine Todesanzeige bzw. Nachricht von seinem Ableben erhalten. Wir haben auch nie wieder etwas gehört von ihm.

Mein Bruder trägt den Vornamen Erich und kam 1945 aus russischer Gefangenschaft über Teterow i. Meckl. nach Rostock. Soweit ich mich erinnere, war er nicht in Brandenburg. Mein Bruder lebt jetzt in Hamburg- Volksdorf, Alversloweg 38.

Ich möchte fast annehmen, daß Sie also meine Angehörigen nicht kennen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre

Liselotte Kopfer

ED-106-84 - 122

KRAUTMACHER, Günther

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

A b s c h r i f t

ED-106-84-123

Zweitschrift

5 O.Js. 148/44

Bescheinigung

Gemäß § 7 Abs. 2 der Verordnung über die Gewährung von Straffreiheit vom 3. Juni 1947 (VOBl. BZ.S. 68) wird hiermit bescheinigt, daß das gegen Günther Krautmacher, geb. am 31.5.1910 in Elberfeld wegen Wehrkraftzersetzung in Tateinheit mit Heimtückevergehen des Oberlandesgerichts in Hamm 14.6.1944 - 5 O.Js. 148/44 - über 4 Jahre Zuchthaus und 4 Jahre Ehrverlust durch § 7 Abs. 1 in Verbindung mit § 1 dieser Verordnung aufgehoben ist, ohne daß es einer gerichtlichen Entscheidung bedarf, und die Tilgung des Vermerks im Strafregister durch § 5 obiger Verordnung angeordnet ist.

Hamm (Westf.), den 18. März 1954

Der Generalstaatsanwalt

Im Auftrage:

Siegel des General-  
staatsanwalts beim  
Oberlandesgericht  
Hamm (Westf.)

gez. Unterschrift  
Erster Staatsanwalt

Hamburg-Handsbek, 11. Febr. 1955

FD-106-84-124

büroginische Arbeitsanstalt

Hamburg

In Händen des Herrn Walter Hammer resq. Herr Hösterey.

Lieber Landsmann!

Kein Lesen, Schminke der Arbeit aus der Nordmark, stosse ich  
auf einen Artikel über ein Archiv über deutsche Niederlands-  
Kämpfer und darauf das Du lieber Landsmann der Vorpermet  
bist. Ich versuchte dich jahrelang an erreichen mittels deiner  
Adresse, Brandenburg / Havel, aber meine Post, kam immer  
wieder als unbestellbar zurück. Ich versuchte nun das Buch zu  
bekommen Mühlhaus Brandenburg des berühmten Sing Sing.  
Vielleicht kannst Du dich an einer noch erinnern! Ich schrieb  
Dir von Eisenach Thüringen, U. a. war ich bei dem berühmten  
Kreuzpost, Mühlhaus Brandenburg so nach Linden walt sollte,  
ein Kuriereigentum, gekannt wurde ein Teil der Kommissariat  
der andere Teil, was auch ich bei war, ging über Königssee (Hilf  
Kallfeld, Aninken nach dem Haupt Lengenfeld / Hoyt, art wie  
unser woy mit 12 oder 18 Mann ankommen, das war ungefähr  
Febr. März 1945. Ich persönlich unüßte mich 4 Wochen Operationen  
unterrichten, dann fort nach Berlin wo ich längere Zeit blieb.  
Bin nun seit Nov. 54 in Hamburg, das Weihnachts in unser  
Heimat und habe dort an eine Müller besucht ein Genkt. Jos. Klein  
Kenhans, Altkopf Larys. Mann hat derselben ein Linie bei foy luy.  
Hör auch ein Düsseldorf, Köln, Koblenz, Kotten / Pösel, Bin von allem  
nherer Zerküßte. Was hat man mit unserer Heimatstadt gemacht  
Mjanchane an, dass Du sich mal dort ändern warst, alle das  
schöne und Bekannte unserer Altkopfes ist verführten. Manuskript

geschickt an das vergangene Leben. Im Himmel sind wir  
zu haben, trotzdem, auch für einen Deutschen ein ganz  
leihen Zeit haben, darüber ist nicht für ein Minute. Um sie  
mit Heilmittelgößen auch sind geglaubt, von keinem

Deutschemann

Günther Buschmeyer

Hamburg-Neustadt

Kelloogstraße 91

Hamburg, Krankenhaus Ochsensell 4.8.55

ED-106-84-125

Herrn

Haller Hammer

Hamburg 39

Geeststricken 3

Lieber Landsmann!

Hill dir pfann ein ganz Leiden schreiben. Wie du siehst, bringe ich mich im Krankenhaus, Halle Darmverflüchtigung, durch Glanz bis heute, nur ein operatives Eingriff muß nötig. Heute 8 Tage künstlich ernährt. Wird wohl noch 4-6 Wochen dauern, bis ich im Krankenhaus, wo ich mich überhört muß erfüllt verbessern kann. Wenn ich mich einigmaßen erhebe, sende ich dir lieber Landsmann, in einem Leidenweg von Anfang bis Ende nochmals mitteilen. Für mich beset zum Schreiben als Einzelheiten. Für dich wieder da bei, was für dich wesentlich ist. Hast du ein Buch, das heitlose Aufsteht da! Wenn ja bitte 14<sup>Tag</sup> Zeitsweise für mich. Oder andere mit Linderer, wo ich dasselbe Zeitsweise bekomme.

Nun sei noch recht lieb mit Heimgrißen ein Botschaft (versetze dich da bei 50 Jahre zurück) denke da bei an unsere dringenden Linderer, Herz, Nieren, Blutzucker, Linderer was das schön! Und nicht denn unser Botschaft muß mich am Ende.

Opfer m. d. Landsmann in Künzler

Günther Krautwacker



8. März 1955

92

Herrn  
Günther Kräuttmacher

H a m b u r g

Krankenhaus Ochsensöll

Haus 10

Lieber Landsmann!

Armes Huhn! Hoffentlich macht die Wiedergene-  
sung gute Fortschritte. Mit So einer Darmverschlingung  
ist gewiß nicht zu scherzen.

Wenn Du wirklich noch vier bis sechs Wochen  
dort bleiben mußt, wird Dir an passender Lektüre sicher  
sehr gelegen sein. So leihe ich Dir also den "Lautlosen  
Aufstand", den Du auch gerne länger als vierzehn Tage be-  
halten kannst. Schöne das Buch bitte, insbesondere sollte  
es mit Infektionskranken nicht in Berührung kommen. Eine  
alte Zeitung als Schutzumschlag wird Dir doch sicher zur  
Verfügung stehen.

Wenn Du Dich nun daran gibst, Deine Erinnerun-  
gen noch einmal aufzuzeichnen, dann vergehen die Wochen  
im Krankenhaus ja weit schneller und angenehmer. Wenn es



Hamburg, Krankenhaus Ochsenzoll Haus W 15.3.55

Lieber Leutsamen!

ED-106-84-127

Bestätige die dem Unglück, das Schicksalsgewalt mit ihm befiel. Recht  
wollen und lieben Dank. Werde mich um morgen damit befassen,  
die zu pflegen, um es am ehesten, anzufangen, bei einer Verhaftung  
durch den Postarzt bis zur Befreiung durch eine Verhaftung aus dem  
Lager Leuzfeldt / Koyll. Mir persönlich geht es nicht um irgendwas. Dort  
ist nämlich nicht alles lassen. Sondern bei dem offenen Theater nicht  
20 Pf abgenommen. Voller hoffen, dass ich einige Sachen zu  
nehmen werden sie mich für ihn. Nicht bestimme mich 4 Wochen  
Dauer, die kommt einem ja richtig beuge an, mit dem Satz,  
dass du den Versuch ein Leil hast. Lieber Leutsamen! Haben mit eigenen  
mit ihren Eigenschaften an die fünf Jahre im Jahr gebracht, ohne Dank zu ernten  
Nun sind die Krankheiten auch noch, die von bestimmten Krankheiten  
der M. L. anhaftend sind. Es persönlich kann ein Leil davon singen  
Schuld habe ich die als Leutsamen mich einen sondern beide Heim

daß das was du im Leibe hast mich der Befehl ist, sondern  
dies harmlos, am besten noch eine Steine in beausgünstigung, die ich  
ist immer noch einigermassen zu beheben. Mit uns lieber  
Leuten, wie man beide von Kind mich verlinnen, die  
wie fühlen sich bewiesen, daß wir denselben fassen mit dem Kern  
aus uns mich annehmen.

Nun sei noch recht lieb gegrüßt von Stein aus

Leuten  
Günter  
Krautwieser

HAMBURG-NIENDORF, DEN

Hamburg-Niendorf, Friedrich-Ebert-Strasse 35, Telefon 58 13 49 · Banken : Commerz- und Disconto-Bank · Neue Sparrasse von 1864, 38/193

WILHELM *Ranke* ZIMMERMEISTER UND BAUTISCHEREI

Dabei bin versprochenen Gerichte. Solltest du einige sog.  
Körner haben, dann anhalten. Hast du beim Koch, was  
gut derselbe gegessen, da hoffentlich nicht pflegen. Ich weiß  
niemand was ich von mir pflegen soll. Ich möchte 3 Monate, wenn  
ich für eine Woche bin, daß Essen ist für mich pflegen. Habe  
eine eine Woche 2 H abgenommen. Da ja, bleibt je  
nicht ein. Mensch bekommt keinen Leuten Dinge für  
Mittessen allein, habe auch nicht bin Mittel um  
um zu feilhaft etwas zu kriegen. Habe mit der Fürsorge  
sein für gegessen, bekommen keinen Pfennig Franken.  
gibt ein kein. Tagelohn. Morgens gibt es Frühstück  
Mittags das Mittagessen, Nachmittags mit eine Tasse  
Kaffee, nicht da bei ein Essen. Des Abends, Abendessen.  
Mittags gibt es auch mal Essen, daß man nicht  
übertragen kann. In Monkeys Bonolenzige mit Reis.  
Dann ist man eben nichts. Ja müssen die Person  
finden, was man nicht sein Reis in haben sind. Wenn es  
schon so etwas sind, will ich sagen, daß ich für  
nicht kommen, wenn ich einen Rindfleisch bekommen  
mensch ich sagen, daß ich in einem kleinen mit guten  
Krankenhaus unterkommen. Hoffentlich bekommen

g. halt meine Empfehlung. Manze xerfen pfer mit xengener Zeit, in sonnen mit  
ill in Hamburg. Habe bis heute noch keinen Pfennig bekommen. Wird also  
engem Zeit, Ne ich halte mich lieber bei den Deutschen, Helm Lauffen ist aber  
meine Lauffen bekommen. Legen Sie auch abfrift bei:

Dann sei die lieber Deutschen mit Kleinanzeigen  
Recht lieber geguckt

H. J. Günther Kräutler

HAMBURG-NIENDORF, DEN

Hamburg-Niendorf, Friedrich-Ebert-Strasse 35, Telefon 58 13 49 • Banken: Commerz- und Disconto-Bank • Neue Sparcasse von 1864, 38/193

WILHELM *Rancke* ZIMMERMEISTER UND BAUTISCHEREI

Nov. 1943 Seit 1941 Dünn und Rüßland von Reichs-  
 merkehen an. beim Nachstrich  $\frac{1}{11}$  in Smolevsk - Puschkin  
 eingesch. Loken im Nov 1943 beim einwärts,  
 Leben und auf dem meinsten Detektiv mit einem Kolonist  
 E. West Straßmann, H.-Bf. und eines Lokomotiv in dem  
 Lokal des Meyers und Gastwirt Robert Caspar in  
 Sollen an der Mosel. Es war Mittagszeit und das Radio  
 brachte Liebesmottsberichte. Der Lokal war gut besucht auch  
 von Adalbert (in Uniform) zum ogel. Gabels fünf Radio  
 folgten Lokomotiv (über bombardiert und gewisse Städte  
 in der vergangenen Nacht) sagte über entere, daß die  
 mit der Stadt und zu so und so und bombardiert sei  
 also kaum was, am es in Wirklichkeit war, und fortsetzt  
 auf, mit geballter Faust den Vortrag herbei zu führen.  
 Ich sagte darauf laut im Caspar's Gaststube  
 die Liegenzige soll gegen der die Städte zu 100%  
 vernichtet seien, sonst können die Feindmächte nicht  
 gehen der Stadt den Rest. Darauf erwiderte man mir,  
 was den Dimpf bombardierungen bedeuten sollen, daß  
 wäre ja doch alles nutzlos! Ich sagte darauf nutzlos!  
 Das ist mit Absicht, es mußte mich pflegen kommen  
 eine Meinung, daß im pflichtigen Dimpf leiden mußten.  
 Das ist die Antwort der Dimpf, daß fülle mit eigenem

# WILHELM *Ramcke* ZIMMERMEISTER UND BAUTISCHLEREI

Hamburg-Niendorf, Friedrich-Ebert-Straße 35, Telefon 58 13 49 · Banken: Commerz- und Disconto-Bank · Neue Sparcasse von 1864, 38/193

HAMBURG-NIENDORF, DEN

Zeitgeschichte-Archiv

188x - 78 - 80 - 03

1



# WILHELM *Ramcke* ZIMMERMEISTER UND BAUTISCHLEREI

Hamburg-Niendorf, Friedrich-Ebert-Straße 35, Telefon 58 13 49 · Banken: Commerz- und Disconto-Bank · Neue Sparcasse von 1864, 38/193

HAMBURG-NIENDORF, DEN

Institut für Zeitgeschichte Archiv

ED-108 - 207-103

Just wie Corbat, als er eine Mutter mirig noch bestraft  
 lagte man ihn, ich mußte mit Gutes strafe weggen.  
 Das gütig wüßte ich mirig Stamm / Weste. in der Zeit,  
 und wüßte von 11 Jahren an 4 Jahren in der  
 und 4 Jahren bestraft werden wegen Diebstahls.  
 und Stein. in der Zeit. In der Zeit mirig dem  
 Singeburg / Rdt. denn mirig dem Lager Friesdorf / Rdt  
 mirig bei den Klösterl Becken erbeilen müßte.

Das wüßte ich im Nov 44 mit Hilfe. in der Zeit  
 glücklich. In der Zeit mirig mich mirig Lachin und dem  
 Unterkommen Lachin - Chasollenburg. Lachin  
 bei einer Frau Müllers. Wüßte noch in der Zeit  
 in der Zeit. In der Zeit (Meyer) und dem freien  
 Reichs. in der Zeit. Wüßte auch in der Zeit 45  
 Anfang Febr 45 von der Wüßte der Frau Müllers eine  
 in der Zeit Frau die Mutter erbeilen werden. Wüßte mich  
 (W.) in der Zeit. Weil ich auf die Rede der Anführer  
 leitete, das zu mirig sagte, daß nicht dem König in der Zeit  
 wüßte, sagte, daß ich davon übererregt sei, daß nicht  
 den König in der Zeit, sagte er, denn ich die besser  
 in der Zeit. Wüßte ich bei Ihnen bey und nicht die  
 Forderung erwarten, so gaffel es sich, kein in  
 Keller, auf was ich Hall in der Zeit. Wüßte eine

WILHELM *Ramcke* ZIMMERMEISTER UND BAUTISCHLEREI

Hamburg-Niendorf, Friedrich-Ebert-Straße 35, Telefon 58 13 49 · Banken: Commerz- und Disconto-Bank · Neue Sparcasse von 1864, 38/193

HAMBURG-NIENDORF, DEN

Institut für Zeitgeschichte

III

ED-101-28-131

⇒ Hierher kann ich mit einem Kreuzwort zum Tode  
verurteilt und dann durch den Lichtenberg. Ich fülle  
mein Licht im Ungleich das mein Leben nicht  
kann. Im Lichtenberg Lichtenberg wollte man mich  
pflegen, die zu zu bringen, zu legen was was ich mich dort  
kann. Ich lebe nicht mit Hilfe von und nach was  
da für eine Arbeit bringt in Bewegung. Denn kann ich  
Of eine Station in Gemeinschaft nur ein ein  
Leben für die in Einzelhaft leben die in der  
Zelle mit der Licht sehen (NL) nicht wohl  
kann es. Die gehen 4 mal ein zu sein. Warum  
alle Hand gefasst mit einer Hand von den  
Händen. Wird ein fast Tage eingesetzt in der  
Licht. (Mitten dort Licht nicht zu sein) Die  
Licht ist im Licht. Licht nicht  
im Licht ein der Zelle werden (Nachtschicht)  
Denn nicht der große Kreuzwort zum ein in  
stellt augenblicklich mich Licht nicht, das das alles  
Kreuzwort nicht. So gut die Licht nicht und Licht  
im Licht nicht was für Licht, Licht nicht  
das das Licht nicht so groß was, das das Licht  
nicht Licht nicht. Licht nicht mit 50 + 60  
Mann in einen Licht nicht. Man kann nicht

vorstellen, daß man sich mit auf den Boden einstreuen  
könnte. Für den Tag bekommen wir Muschovogelzug.  
Dann ging es los, dann wie im ersten Toten hatten,  
dann ich mich gerne gegen. Aufspinnlich schon eine  
nach Landenbung. Die Befehle waren die Toten  
spät, im warmen Position nicht empfangen, die bekommen  
für 5 Tage ein 3 A Land nicht dort keine Litter etc.  
die im warmen Weggen kamen die warmen Toten in den Tieren.  
Dort war, die Marken schon, so das Mitbringen der meinstellen.  
die keine wollte die Toten in den Tieren dort haben. Das das  
ein theates. Dieben dort 3 Dampf Lingen, weil in die Tieren  
nicht etwas los war. Dem würde im warmen Tieren gut  
gehört, die hätte nach Untermasspiel, die erste, dem hat  
auf ich, nach Königssee Thier. Wie sollen dort ein  
mit der Leger ein führen und bei der Leger Werke  
in Königssee Thier als bilden. Gestalt in Königssee  
die Befehle waren im kleinst 150 Mann. In Königssee  
Abzug 5 Mann ein Entkräftung, 1 Mann Tüch  
die Abwehrling angefordert. (Linn Maffin von der  
Lohn ein Leger, nicht richtig Litter angefordert, mit  
Brocken Kolben, Pfay in die Tieren gegen. Nach Leger im  
angefallen hat) In warmen dort einen Thier, welche  
auf angebung, nach Tüch get aber oben haben würde

ED-106-84-133

Durch Polizei gestellt und gefesselt ins Lager  
 gebracht. Dem Kommandant im gefesselten Zustand  
 gepflogen, zuerst mit Schmelzein, so als derselbe abge-  
 brachen, gepflogen mit Strohseisen (Schirrhaken)  
 Infflipant mit bloßen Füßen im Keller und  
 naßen Raorraum gepflegt, Pear Garg spitel, de emer.  
 Feuer sich neheten Abwasch nach Bruch. Kranke  
 wurden auf einen Stein wegen verlusten, zurück bleiben  
 3 Tolle, die sich auf ihren Hochsäcken liegen sah,  
 Abwasch blutts ungeführt 17 Mr. Die Kolonne war sich  
 mindestens 1 Kilometer lang. Alles durch ein entet,  
 Fremdarbeiter und Arbeiterinnen und mehr, dem Schluss  
 der Kommandant mit dem Namen für Kranke spinn  
 Frau und ein ganz von der Maschinenpfeil und der  
 Arbeiterinnen von der Kommandanten. Der Thierge-  
 kalpkelat. In dem Nachtmarkt nach Leopold war ich  
 vorfindentlich ein Kunde des Lings und merkte mich  
 Befanden die Feststellung, dass der Thiergekalpkelat eine  
 Pistole offen in der Hand hing. Derselbe forderte mich  
 nach einiger Zeit in me am Fenster auf mich vorne zu  
 kommen. Was ich zu machen mußte, das Morgens ab

# WILHELM *Ramcke* ZIMMERMEISTER UND BAUTISCHLEREI

Hamburg-Niendorf, Friedrich-Ebert-Straße 35, Telefon 58 13 49 · Banken: Commerz- und Disconto-Bank · Neue Sparcasse von 1864, 38/193

HAMBURG-NIENDORF, DEN

Institut für Zeitgeschichte

ED-108-84-138

IV

VII  
Moin im Sozialist <sup>VII</sup> werden, fassen von uns ist  
30 Mann ein glich alle geflüchtet, jeder ein Doppel  
ein glichter, noch in die in die Nacht sich mit  
Flucht zu denken hing, ich aber nicht ein fische  
wegen Verabredung wegen, was das mich ein gleich-  
wichtig. Die Wahrheit ist anders ein, alle die an-  
wirk bleiben, werden ein heute das in die von dem  
Einfluss der erlassen. Abgesehen von einem  
ganz die wirklich geflüchtet. Bleiben bis heute in  
Sozialist und werden dem in ein ein Taggen verhalten,  
was so gut der Kommunisten und Freiheitlich halten.  
Dass was der spätere Rest der berücksichtigen vorausgesetzt.  
Lernen können, das Nichts können wir in Anwesenheit  
ein und können dort in die Lichtein. Bei jeder Taggen  
hätet werden wir mit 12 oder 18 Politischen auf  
dem Lager Taggen fikt / Koyle verpackt, was mit ein  
8 + Taggen später von einer. Taggen besteht werden,  
Allerst die in die an die iser. Freuen haben, was in die  
nach Möglichkeit und in die gewissen eigene beantworten  
die eigene von all dem fassen, was in die fikt  
ein in die kranke, Restliche Lichtein man grüß

Thun Gmüther Kroatien FD-106-84-135

Alfred Krautmacher  
St.Georgen / Schwarzwald  
Haldenweg 2

den 20. Juli 1955

Herrn  
Walter Hammer  
Schriftsteller

Hamburg 39  
Veerstücken 9

Sehr geehrter Herr Hammer !

Im Auftrage meiner Mutter, Frau Ida Krautmacher, gestatte ich mir Ihnen mitzuteilen, daß Günther am 2.Juni ds.J. im Marienkrankenhaus gestorben ist. Das Telegramm des Krankenhauses wurde leider nach Hahnerberg gerichtet und traf erst mit einer fünftägigen Verspätung bei uns ein, so daß aus diesem Grunde schon eine Fahrt meiner Mutter, die ja schwer gehbehindert ist, nach Hamburg nutzlos war.

wir haben uns dann schriftlich an das Krankenhaus mit der Bitte um nähere Einzelheiten gewandt, da meine Mutter natürlich lebhaft daran interessiert ist, erhielten allerdings nur die Nachricht, daß der Nachlaß an das Lager Wandsbek übergeben worden sei. Unsere diesbezügliche Anfrage an das Lager von Anfang Juni 1955 blieb bisher ebenfalls unbeantwortet.

Aus Ihrem Schreiben vom 8.März 1955 entnehmen wir, daß Sie Günther seinerzeit ein Buch "Lautloser Aufstand" geliehen haben, das den verhaltensmaßregeln nach für Sie wertvoll ist. Ich weiß nun nicht, ob Sie das Buch zurückerhalten haben, sonst müßte es sich noch beim Nachlaß befinden.

Darf ich Sie hiermit im Namen meiner Mutter bitten, sich doch einmal von dort aus mit der Leitung des Marienkrankenhauses in Verbindung zu setzen, um u.a. auch nähere Einzelheiten über die Beerdigung, Grab, usw. zu erfahren, da es auch mir leider aus finanziellen Gründen nicht möglich ist, nach Hamburg zu fahren.

Vielleicht könnten Sie sich auch von dort einmal mit dem Lager Wandsbek in Verbindung setzen. Für entstehende Kosten komme ich gern auf. Sie können sich vielleicht den Zustand meiner Mutter vorstellen, daß sie sich grämt, nicht bei der Beerdigung dabei gewesen zu sein und bisher überhaupt nichts erfahren haben.

Wir danken Ihnen im voraus für Ihre diesbezüglichen Bemühungen und verbleiben mit den besten Grüßen

*Alfred Krautmacher*

21./7.1955.

Vollmacht:

Hiermit ermächtige ich Herrn Wilhelm Probst, geb. 29. 7. 1889, mich zu vertreten im Sinne des eben bei mir eingetroffenen Briefes des Herrn Alfred Krautmacher in St. Georgen. Es würde sich darum handeln, den Angehörigen über die letzten Tage des am 2. 6. 55 im Marienkrankenhaus zu Hamburg verstorbenen Günther Krautmachers Aufschlüsse zu verschaffen. Des Weiteren wäre die Absendung des Nachlasses zu besorgen, der inzwischen vom Marienkrankenhaus an das Lager Wandsbek weitergeleitet worden sein soll. Ich bin selber leider nicht instande, die Wünsche des Hinterbliebenen selber zu erfüllen, weshalb ich es begrüßen würde, wenn man Herrn Probst im erbetenen Sinne unterstützen wollte.

Walter Hammer.

25. Juli 1955

Hoffentlich wird Alles inzwischen schon wohlbehalten bei Ihnen eingetroffen sein.  
 Sehr geehrter Herr Krautmacher!

Schmerzlich bewegt hat es mich, als ich aus Ihrem Brief vom 20. Juli ersehen musste, daß Ihr Bruder Günther seinem Leiden erlegen ist. Sie werden wissen, daß wir nicht nur Landsleute waren (ich stamme aus Elberfeld), sondern auch Leidensgenossen im Zuchthaus Brandenburg. Doch darauf komme ich noch zurück.

Mein erstes soll es sein, Ihnen meine herzliche Anteilnahme auszusprechen und Ihrer Mutter und Ihnen in Gedanken teilnahmsvoll die Hand zu drücken.

Da es mir selber mit meinen schon 67 Jahren gesundheitlich miserabel geht, habe ich Ihren Bruder leider nicht besuchen können, doch schickte ich ihm mein Buch ("Der lautlose Aufstand") ins Krankenhaus, leihweise bloß, aber nun vermute ich wohl nicht falsch, daß Sie dieses Buch gerne behalten möchten, nicht nur weil es vom Zuchthaus Brandenburg handelt, sondern auch, weil Ihr Bruder in seinen letzten Wochen sicher eifrig darin gelesen haben wird. Erlauben Sie mir bitte, daß ich es Ihnen zum Geschenk mache.

Verargen Sie es mir bitte nicht, daß ich nicht selber im Sinne Ihres Briefes die erforderlichen Dinge besorgt habe. Einer meiner Mitarbeiter, ein Konsularbeamter a.D. namens Proebst, hatte die Freundlichkeit, sich der Sache anzunehmen. Er hat nun alles geregelt so gut wie es nur möglich war. Sie mögen das dem beigefügten Bericht entnehmen. Herr Proebst war des Lobes voll über alle Beamten und Schwestern, die mit der Angelegenheit verknüpft waren, und es wird Ihnen sicher ein Trost sein, daß ausnahmslos mit Liebe und Verehrung von Ihrem Bruder gesprochen worden ist.

In der Schilderung von Herrn Proebst ist auch von einer hinterlassenen Uhr die Rede, die einen Wert von immerhin DM 70 bis 80 haben dürfte, wozu aber für Sie gewiß noch ein beträchtlicher Andenkenswert hinzugefügt werden darf. Den Bemühungen des Herrn Lohse scheint es zu verdanken zu sein, daß Ihnen die Uhr für jene DM 35.00 zur Verfügung steht, welche die Behörde als Kostenbeitrag durch den Verkauf zu erzielen wünschte. Hoffentlich wird es Ihnen möglich sein, diese DM 35.00 aufzubringen.

Nach Einsicht in die betreffenden Papiere ist Herr Proebst davon überzeugt, daß die Gesamtkosten sich auf mindestens DM 500.00 belaufen haben, deren Erstattung Ihnen sicher nicht möglich sein wird. Wahrscheinlich wird das auch auf sich beruhen können, wenn Sie nicht darauf bestehen, daß Ihr Bruder eingeäschert und Ihnen die Urne zugesandt wird. Sonst nämlich konnte die Behörde folgern: Hat man dafür Geld, kann und muß man auch uns die Kosten erstatten.

Ein sonderbares Zusammentreffen: Eine Mitteilung aus Wandsbeck muß sich mit Ihrem Brief an mich gekreuzt haben; Sie werden nun hinreichend orientiert sein. Herr Proebst hat den Nachlaß sehen können, der schon zur Absendung an Sie bereit lag.

FD-106-84-138

25. Juli 1952

Hoffentlich wird Alles inzwischen schon wohlbehalten bei Ihnen eingetroffen sein. Auch das eben erwahnte Buch soll dabei sein.

Herr Proebst hat sich bereit erklart, das Grab Ihres Bruders gelegentlich zu besuchen. Schreiben Sie mir doch bitte, wenn Sie die Grabnummer erfahren haben. In dieser Hinsicht, wie auch im Hinblick auf die Sterbekunde, konnte Herr Pr. leider nichts erreichen, denn er hatte die Verwandtschaft mit dem Entschlafenen nachweisen mussen. Auch so ein Zopf, der schon laengst hatte abgeschnitten werden mussen. Alle erforderlichen Daten koennen Sie beiliegenden Bericht entnehmen, der sich uebrigens mit teilnahmevollen Gruessen anschliesst und ausdru cklich betont, dass es ihm lieb war, Ihnen diesen kleinen Dienst haben zu koennen.

Ihnen und Ihrer Frau Mutter alles Gute!  
Mit freundlichen Gruessen verbleibe ich

aus Ihrem Brief vom  
ander seinem Lei-  
nicht nur Lande-  
auch Leiden-  
sondern auch Leiden-  
kommen ich  
Anteilnahme  
Gedanken teil-  
gesundheitlich  
nicht besuchen  
Der Verlust  
aber nun vermute  
halten  
Brandenburg handelt,  
Wochen sicher  
Sie mir bitte, das  
nicht selber im  
Dinge besorgt habe.  
ein Konsularbeamter s.D. namens  
sich der Sache anzunehmen.  
Herr Proebst  
Schwestern, die mit  
und es wird Ihnen sicher  
ein Trost sein, das ausnahmslos mit Liebe und Verehrung von  
Ihren Bruder gesprochen worden ist.  
In der Schlichtung von Herrn Proebst ist auch von einer Ein-  
terlassenen Uhr die Rede, die einen Wert von immerhin DM  
70 bis 80 haben duerfte, wozu aber fuer Sie gewiss noch ein be-  
traechtlicher Ansehenwert hinzugefaegt werden darf. Den be-  
muengungen des Herrn Lohse scheint es zu verdanken zu sein,  
das Ihnen die Uhr fuer jene DM 25.00 zur Verfuegung steht, weil  
che die Behoerde als Kostenbeitrag durch den Verkauf zu erzie-  
len wuenschte. Hoffentlich wird es Ihnen moeglich sein, diese  
DM 25.00 aufzubringen.  
Nach Einsicht in die betreffenden Papiere ist Herr Proebst  
davon ueberzeugt, das die Gesamtkosten sich auf mindestens  
DM 500.00 belaufen haben, deren Erstattung Ihnen sicher nicht  
moeglich sein wird. Wahrscheinlich wird das auch auf sich be-  
ruhen koennen, wenn Sie nicht darauf bestehen, das Ihr Bruder  
eingeschaert und Ihnen die Urne zugesandt wird. Sonst naem-  
lich koennte die Behoerde folgern: Hat man da fuer Geld, kann  
und was man auch was die Kosten erstatten.  
Ein sonderbares Zusammenstoessen: Eine Mitteilung aus Wandsbe-  
aus sich mit Ihrem Brief an mich gekreuzt haben; Sie werden  
nun hienueber orientiert sein. Herr Proebst hat den Nach-  
las sehen koennen, der schon zur Absendung an Sie bereit lag.

Alfred Krautmacher  
St.Georgen / Schwarzwald  
Haldenweg 2

den 27. August 1955

Sehr geehrter Herr Hammer !

Ich bestätige bestens dankend den Erhalt Ihrer beiden Schreiben vom 25.v.Mts. und 21.ds.Mts. und bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich auf Ihr erstes Schreiben noch nicht geantwortet habe.

Dieses Schreiben erreichte mich kurz vor dem Urlaub und wurde beiseitegelegt, um es schnellstens zu beantworten. Vor dem Urlaub kam ich aber nicht mehr dazu und nach dem Urlaub erwartete mich wieder eine Menge Arbeit, so daß ich nicht dazu kam, zu antworten, und außerdem war ich der irrigen Ansicht, schon geantwortet zu haben. Also ich bitte nochmals um Entschuldigung.

Zunächst einmal recht herzlichen Dank für Ihre freundlichen Bemühungen und dafür, daß Sie Herrn Proebst veranlassten, sich der Angelegenheit anzunehmen. Es war wirklich eine Erleichterung und ein Trost, insbesondere aber für meine Mutter, nahere Einzelheiten über das Sterben Günthers zu erfahren. Herr Proebst hat in der Tat einen sehr ausführlichen Bericht gegeben, wie er ausführlicher nicht mehr sein konnte, und wir wissen nicht, wie wir ihm dafür danken sollen.

Am kommenden Montag werden wir die Hinterlassenschaft Günther's erhalten; die Ankunft würde heute angekündigt.

Für das Geschenk des Buches "Der lautlose Aufstand" danken meine Mutter und ich Ihnen recht herzlich.

Wegen der Bestattungskosten stimmt es allerdings, daß ich nicht in der Lage gewesen wäre, sie zu übernehmen. Ich selbst bin zweimaliger Flüchtling, 1939 aus Palastina und 1945 aus Prag. Irgendeine Entschädigung habe ich auch noch nicht erhalten. Ein Wohnungsbaukostenzuschuß in Höhe von DM 600.- wurde zunächst auch einmal abgelehnt, da ich irgendeinen Stichtag nicht erfuellen soll. Eine, mit meiner Mutter siebenköpfige Familie zu erhalten, ist ja heutzutage eine Aufgabe für sich, da reicht es halt immer gerade zum Leben, irgendwelche Sonderausgaben dürfen da keine auftreten. Wegen einer eventuellen Einäscherung ist es außerdem so, daß weder meine Mutter noch ich hier in St.Georgen bleiben werden.

Sterbeurkunde muß ich auch noch anfordern und sobald ich die Bescheinigung vom Friedhofsamt habe, werde ich Herrn Proebst die gewünschten Daten geben.

Mit den besten Wünschen und freundlichen Grüßen sind wir

Ihre dankbaren

*Fra u. Alfred Krautmacher*

Institut für...

Alfred Krautmacher  
St.Georgen / Schwarzwald  
Haldenweg 2

den 27. August 1955

Sehr geehrter Herr Proebst !

Ich bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich Ihnen für Ihren freundlichen und umfangreichen Bericht, den Sie über das Hinscheiden und das Begraebnis meines Bruders Guenther mir über Herrn Hammer zugehen ließen, bisher noch nicht gedankt habe.

Leider kam die Urlaubszeit dazwischen, das heißt für mich dann immer, daß ich bis zur letzten halben Stunde voll eingespannt bin, und wenn ich dann vom Urlaub zurückkomme, liegt wieder so eine Menge Arbeit vor, daß private Dinge für eine ganze Weile ausgeschaltet sind.

Ich möchte Ihnen hiermit den aufrichtigen Dank meiner Mutter und auch von mir persönlich sagen für den ausführlichen Bericht, der insbesondere für meine Mutter Erleichterung und Trost brachte. Sie werden sich sicherlich vorstellen können, wie es für eine Mutter ist, wenn sie einige Tage nach dem Tode lediglich die Todesnachricht bekommt, ohne nähere Einzelheiten, und es dann auch wochenlang nicht möglich ist, irgendeine nähere Auskunft zu bekommen. Wir sind Ihnen jedenfalls sehr zu Dank verpflichtet und stecken tief in Ihrer Schuld, ohne zu wissen, wie wir es jemals wieder gutmachen können.

Auch für Ihr freundliches Anerbieten, das Grab meines Bruders gelegentlich zu besuchen, danken wir Ihnen herzlich. Sobald ich eine Antwort vom Friedhofsamt erhalte, werde ich auf die Angelegenheit zurückkommen.

Mit nochmaligem besten Dank für Ihre bekundete Anteilnahme verbleiben wir

Ihre dankbaren

Edw. u. Gertr. Krautmacher

Günther Kraufmacher  
ED-106-84-141



192-BA-0004331

ED-106-84-1422

LEHMANN, Walter

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Abschrift:(Abt.: Presse)

Der Landrat  
des Kreises Spremberg-L.  
-Abt. für soz. Fürsorge-

Spremberg/L., den 6. Mai 1946  
Muskauerstr. 71

Amt "Opfer des Faschismus"

-----

An  
den Magistrat der Stadt Berlin  
Hauptausschuss "Opfer des Faschismus"

in Berlin C. 2  
Neue Schönhauserstr. 3

Betr.: Ihr Rundschreiben Nr. 2/46 vom 4.4.1946  
Z.: V/D Ta/Hs.

Ich nehme Bezug auf obenerwähntes Rundschreiben Nr. 2/46. Für die geplante Ausstellung in Berlin gebe ich Ihnen nachstehend noch einiges Zahlenmaterial über die in den einzelnen Zuchthäusern und KZ-Lagern hingerichteten und ermordeten Antifaschisten aus dem Ortsausschuss Spremberg-Lausitz und hoffe, dass Sie dieses verwerten können.

- 1.) Walter Lehmann aus Spremberg-L., geboren am 11.1.1903 in Slamen b. Spremberg-L., gestorben am 15.4.1944 im Zuchthaus Brandenburg.
- 2.) Albert Zimmermann aus Haidemühl Krs. Spremberg-L., geboren am 25.8.1900, hingerichtet am 27.11.1944 in Brandenburg.
- 3.) Paul Thomas aus Trebendorf, geboren am 6.3.1898, gestorben bzw. ermordet am 27.4.1942 im KZ-Lager Sachsenhausen b. Berlin.

(Siegel)

(gez.) Unterschrift  
Sachbearbeiter.

ED-106-84-144

MELLIN

---

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Dr. med. Mellin  
Facharzt für Chirurgie

ED-106-84-145

Harsmann, J. 24. 11. 51.

Sehr geehrter Herr Hammer!

Ich habe heute ich sage Ihren Brief vom 11. 11. zu  
erwidern. Nach habe ich von der Meteorologie in Brandenburg  
erfahren. Sie mit Willi Engelke haben wir zusammen  
geurteilt. Lindemann war offenbar z. Lu. also Leutenant  
er hat mich hier noch zwei mal besucht, ist verheiratet  
und wozugen von Hamburg nach Hinfüringen, aber dann  
Verbindung mit ihm verloren. Erreichbar ist er aber auf  
alle Fälle durch seinen Onkel in: Prignitzburg Bahnhof Nr 34,  
der auch im Zuchtshaus Brandenburg Görden war.

Mit dem besten Gruß

Der Dr. Mellin

ED-106-84-146

ARCHIV  
WALTER  
HAMMER

Hermann L I N D E M A N N

Bruder des erschossenen Generals, 1944/45 im Zuchthaus  
Brandenburg, ist im Oktober 1954 gestorben.

15. Feb. 1956

W.H.

METZGER, Max Josef

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

18. Dezember 1959

Herrn

Geo Hiller

Hannover

Blumenstr. 3/4

Herrn Hiller, sehr geehrte Herren!

Es bleibt mir unerfindlich, wie Sie den Lesern Ihrer Zeitschrift im November-Heft dieses Bild auf der vorletzten Umschlagseite zumuten konnten, hat doch der neue Bundespräsident absolut nichts mit dem Vegetarismus zu tun. Ich kenne sein Heimatdorf sehr gut. Es liegt mitten in jenem Sauerland, wo man Schinken und Speck über den Klee lobt und für Fragen der Lebensreform kein Verständnis hat. Etwas anderes war es mit unserem verehrten Altbundeskanzler Professor Dr. Theodor Heuss, nicht etwa deshalb, weil er mir schon 1953 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse verliehen hat, sondern weil der vegetarische Gedanke im Hause seiner Mutter heimisch war. Ihm hätte in Ihrem Blatt wirklich eine Ehrung gebührt, auch wenn er auf seine alten Tage gerne Wein trank und Zigarren rauchte.

Selber bin ich nun schon seit 85 Jahren Vegetarier, natürlich auch entschiedener Tabak- und Alkoholgegner, blieb mir selber auch treu in Zuchthaus und Kazzett. Ich hatte die Ehre wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden zu sein, durchlitt auch zwei Jahre die Hölle Sachsenhausen, gerade als es

denn ich bin sehr krank.

Mit gestimmungsfreundlichen Grüßen und besten

Ihr  
Festtagswünschen verbleibe ich

18. Dezember 1959

Archiv

Herrn

dort am schlimmsten zugeht. Ich bin auf meinem langen Leidensweg vielen Gesinnungsfreunden begegnet, die der Hitlerteufelei zum Opfer gefallen sind. Schon oft habe ich mich gefragt, weshalb Sie diesen unseren Märtyrern nicht schon längst in Ihrer Zeitschrift Denkmale aus Wort und Bild gewidmet haben.

Ich will Ihnen nur einige Wenige nennen:

1.) Lehrer Ernst Schneller, kehrte als

Offizier aus dem Ersten Weltkrieg heim und war später einer der führenden Kommunisten. Er blieb unserer Sache auch treu bis zum Tode. Er war einst Leser meiner Zeitschriften. Wir trafen uns dann im Kazett Sachsenhausen. Dort war er einer von nicht weniger als 27, die am 11. Oktober 1944 erschossen worden sind.

2.) Dr. Theol. Max Joseph Metzger, der als

Theologe der namhafteste Führer der Una-Sankta-Bewegung war. Er war schon seit 27 Jahren Vegetarier, als er 1944 zu uns gefesselt ins Zuchthaus Brandenburg gebracht wurde, wo er am 17. April 1944 mit dem Fallbeil enthauptet wurde. Er ist bis zu seinem letzten Tage Vegetarier geblieben. Wenn ihm ein Stückchen Wurst zum Abendessen in die Zelle gegeben wurde, pflegte er dieses vor das Gitterfenster zu hängen - den Vögeln zum Fraß.

3.) Der Bonner Philosophie-Professor

Dr. Maria Johannes Verweyen, mit dem ich im Kazett Sachsenhausen befreundet war, kam nach mehr als drei Jahren Sachsenhausen noch auf Transport in das "Erholungslager" Bergen-Belsen, wo er in den letzten Wochen des Hitlerkrieges elend zugrunde ging.

Lassen Sie mich notgedrungen hier schließen, denn ich bin sehr krank.

Mit gesinnungsfreundlichen Grüßen und besten Festtagswünschen verbleibe ich  
Ihr

Karl F i s c h e r  
München 19  
Tizianstr.36

München, 23. Februar 1960

Herrn  
Walter H a m m e r  
H a m b u r g 39  
Veerstücken 9

Sehr geehrter Herr Hammer!

Anlässlich der Vorbereitung des im August in Hamburg stattfindenden Vegetarischen Weltkongresses wird von uns ein für die Presse bestimmter Artikel verfaßt. Darin möchten wir auch ein Zitat aus Ihrem verdienstvollen Buch "Neue Dokumente des Vegetarismus", 2.Aufl. 1914 S.33 (mitgeteilt von Herrn Dr. C.A.Skriver) bringen. Es handelt sich um die folgende Stelle:

"Nach der Gründung des Klosters Fulda schrieb Bischof Bonifatius in einem Briefe an den Papst Zacharias:

'Wir haben ein Kloster errichtet und Mönche dorthin gesetzt, die nach der Regel des heiligen Vaters Benedikt leben, Männer von strengster Enthaltbarkeit, die nicht Fleisch, auch nicht Wein, noch sonstige berauschende Getränke genießen, die, nicht von Knechten unterstützt, durch ihrer eigenen Hände Arbeit Genüge finden.'"

Wir dürfen gewiß annehmen, daß Sie mit der Verwendung dieses Zitats einverstanden sind. Um jedoch Skeptikern von vornherein den Wind aus den Segeln zu nehmen, bitten wir Sie, uns das Werk anzugeben, worin dieser Brief des hl. Bonifatius abgedruckt war. Unseres Wissens existiert ein katholisches, kirchliches Sammelwerk mit ca 20 Bänden, vermutlich in Latein, worin u.a. auch der Briefwechsel zwischen dem hl. Bonifatius und Papst Zacharias publiziert worden ist. Der Name des Werkes und nähere Angaben (Band und Seitenzahl) fehlen uns jedoch. Wir halten es wegen etwaiger, zu erwartender Angriffe für wünschenswert, diese Angaben in unserem Artikel durch genauen Quellennachweis belegen zu können.

Im Interesse der uns allen am Herzen liegenden Sache des Vegetarismus wären wir für eine positive Auskunft sehr dankbar.

Im voraus für Ihre Bemühungen bestens dankend  
mit freundlichen Grüßen

Karl Fischer

2. März 1960

Archiv

zu uns ins Zuchtthaus Brandenburg kam. Er war schon  
27 Jahre lang Vegetarier und blieb es bis zu seinem  
Tode; am 17. April 1944 wurde er in der Morgens  
unseres Zuchtthaus in Brandenburg mit dem Teil  
seines Lebens berührt. Als er kurz vor seinem Tode  
ein Stöckerl Wurst in seine Tobakspfeife als Teil  
seiner besonderen Verfügung bekam, hat er diese  
Scheibe Wurst vor die Gitter seines Fensters gehängt  
- Herr Fischer

Antwort erhalten auf  
Ihre freundlichen Briefe vom 25. vorigen Monats, doch  
müßte ich Ihnen schreiben. Weil es mir gesundheitlich  
schwer fiel, mußte ich mich notgedrungen kurz  
fassen. Viele Monate lang arbeitete ich zusammen. Es war

einzuwenden gegen den  
Wortlaut von Ihnen, daß es mir ganz  
unmöglich ist, Ihnen heute noch die Herkunft jenes Zitats

zu sagen, daß ich drei  
Jahre lang in Berlin gelebt habe, aber alle Bücher  
über die Verbrechen der Nazis (Kocher) hat ihn in  
vielen Hinsichten hindurchgehen müssen; zwei

aus dem Zuchtthaus Brandenburg. Wenn ich nicht alter  
gewesen wäre, hätte ich die Jahre der  
deutschen Teufelsbesessenheit wohl kaum überlebt.

Wie Sie bei dem Briefdurchschlag ersehen  
können, lebe ich nun schon seit 57 Jahren vegetarisch,  
habe auch in der schlimmsten Hungerzeit Fleisch und  
Wurst verschmäht.

Ich denke hier vor allem an  
Dr. Max Josef Metzger (Bruder Paulus), dem ich mich  
schon seit langem gesinnungsfreundlich verbunden  
wußte, als er im Frühjahr 1944 als Todeskandidat

zu uns ins Zuchthaus Brandenburg kam. Er war schon 27 Jahre lang Vegetarier und blieb es bis zu seinem Tode; am 17. April 1944 wurde er in der Mordgarage unseres Zuchthauses in Brandenburg mit dem Fallbeil seines Lebens beraubt. Als er kurz vor seinem Tode ein Stückchen Wurst in seine Todeszelle als Teil seiner bescheidenen Verpflegung bekam, hat er diese Scheibe Wurst vor die Gitter seines Fensters gehängt - den Vögeln zum Fraß. Ein anderes Mal verfügte er allerdings, daß weitere Wurstportionen seinen Schicksalsgefährten zugutekommen sollten.

Ich denke an einen weiteren Gesinnungsfreund, dem ich in Sachsenhausen wiederbegegnen sollte.

Viele Monate lang arbeiteten wir eng zusammen. Es war Professor Dr. Johannes-Maria Verweyen. Anfang 1945 kam er noch mit auf Transport ins KZ Bergen-Belsen, wo er am 21. März 1945 leidend ums Leben kam.

Er starb an Hungertypus.

Viele Jahrzehnte Vegetarier war einer der namhaftesten Reichstagsabgeordneten: der Lehrer Ernst Schneller. Arthur Koester (Koestler) hat ihn in seinem Buch "Verlorene Illusionen" als Vegetarier, als Tabak- und Alkoholgegner geschildert. Schneller wurde Ende 1933 von der Hitlerjustiz zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Anschließend kam er ins KZ Sachsenhausen. Am 11. Oktober 1944 wurde er mit 26 weiteren Häftlingen dort erschossen.

Dieses sind nur drei Beispiele. Aber ich bin auf meinem Leidensweg noch vielen weiteren Vegetariern begegnet. Es geht mir gegenwärtig aber dermaßen schlecht, daß ich notgedrungen schließen muß.

In alter gesinnungsfreundlicher Verbundenheit verbleibe ich mit besten Grüßen Ihr

Dr. Max Josef Metzger (Brüder Paulus), dem ich mich schon seit langem gesinnungsfreundlich verbunden wußte, als er im Frühjahr 1944 als Totenkandidat

23. März 1962

einander, sondern haben sich auf ihrer Fahrt in  
den Tod betrunken. Beide sind dann in Brandenburg  
unterer Kolibell geworden ~~wenn~~.

Max Metzger ~~Dr. Ernst Wadg~~  
wurde die Zugang ~~Märkelingen~~  
war Max Metzger ~~über Radolfzell~~  
weniger als 29 Un-

glücklichen, die an diesem Tage in Abständen von  
Lieber Gesinnungsfreund in 7761!

Sie sollen postwendend Antwort haben, doch bitte  
ich Sie herzlich, den furchtbaren Leidensweg unseres  
in Brandenburg hingerichteten Gesinnungsfreundes nicht  
gar zu kurz abzutun. Aber ich zweifle nicht daran, daß  
Sie die richtigen Worte finden werden.

Unter den 1807 politischen und religiösen Opfern,  
die in Brandenburg ihr Leben lassen mußten, sind nach  
meiner neuesten Feststellung nicht weniger als 22

Geistliche in der berüchtigten Mordgarage hingerichtet  
worden: 20 von ihnen waren Katholiken. Dr. Max Metzger  
("Bruder Paulus") hatte sich warm eingesetzt für den  
Gedanken der UNA SANCTA. Aber auch in der katholischen  
Weltjugendliga konnten wir ihm begegnen. Er hat es mir  
nicht persönlich gesagt, doch wurde mir glaubhaft ver-  
sichert, er sei bereits 27 Jahre Vegetarier gewesen,  
als er seines Lebens beraubt wurde. Als er vom sog.  
Volksgericht zum Tode verurteilt worden war, kam er  
mit einem größeren Transport in einem Gefangenenwagen  
nach Brandenburg. Er wurde zusammengefesselt mit einem  
anderen mir ebenfalls nahestehenden Todgeweihten,  
nämlich dem Vorsitzenden des Deutschen Freidenkerver-  
bandes Max Sievers, der schon in Amerika in Sicherheit  
war, dann aber aus unerklärlichen Gründen noch einmal  
nach Belgien zurückkehrte und dort verhaftet wurde.  
Und nun geschah das beinahe Wunderbare: Die beiden  
weltanschaulichen Gegner haderten keineswegs mit

27. März 1962

Archiv

einander, sondern haben sich auf ihrer Fahrt in den Tod befreundet. Beide sind dann in Brandenburg unters Fallbeil geworfen worden.

Max Metzger bekam bei uns im Zuchthaus Brandenburg die Zugangsnummer 1649/43. Am 17. April 1944 war Max Metzger einer von nicht weniger als 29 Unglücklichen, die an diesem Tage in Abständen von zwei oder drei Minuten enthauptet worden sind. Von einem Kalfaktor wurde mir glaubhaft versichert, daß er Wurst verabscheute und daß er zuerst die Scheibe Wurst, die er als "Portion" bekam, vor das Fenster seiner Todeszelle ans Gitter gehängt hat - den Vögeln zum Fraß. Später aber soll er gebeten haben, die für ihn ungenießbare Wurstscheibe irgendeinem Leidensgenossen zuzustecken (sehr wahrscheinlich aber hat der Kalfaktor sich selbst damit bedient).

Nehmen Sie hiermit bitte fürlieb.

Mit herzlichsten Grüßen und Wünschen verbleibe ich

Ihr

Dr. Max Metzger  
Gedanken der UNA SANCTA. Aber auch in der katholischen Weltjugendliche konnten wir ihm begegnen. Er hat es mir nicht persönlich gesagt, doch wurde mir gläubhaft berichtet, er sei bereits 27 Jahre Vegetarier gewesen, als er seines Lebens beraubt wurde. Als er vom sog. Volksgericht zum Tode verurteilt worden war, kam er mit einem größeren Transport in einem Gefangenennachtransport nach Brandenburg. Er wurde zusammengepackt mit einem anderen mit ebenfalls nahestehenden Todgeweihten, nämlich dem Vorsitzenden des Deutschen Freiheitskämpferbundes Max Stevers, der schon in Amerika in Stichterheit war, dann aber aus unerklärlichen Gründen noch einmal nach Belgien zurückkehrte und dort verhaftet wurde. Und nun geschah das betraute Wunderbare: Die beiden weiterschulischen Gegner hatten keineswegs mit

ED-106-84-152

11. April 1952

*Bitte!*

RECEIVED  
APR 11 1952  
U.S. DEPARTMENT OF JUSTICE

Ich habe ich eben mit einem neuen Buch be-  
 gonnen, welches schon im September dieses Jahres gelegent-  
 lich der Einweihung des Denkmals erscheinen soll und sich  
 vorzugsweise mit Pötschens Opfern befaßt.  
 Ich werde deswegen mit Herrn Domkapitular  
 Peter Buchholz in Düsseldorf in Verbindung treten. Bei dieser  
 Gelegenheit werde ich Sie einladen können.  
 Ihnen aber wäre ich sehr dankbar, wenn Sie Ihre Karte  
 an Herrn Buchholz schicken könnten.  
 Ich bitte Sie mich für meine Bitte hin gütigst  
 zu unterstützen, als ich mich vor Jahren von Brandenburg  
 wanderte. Über die beklagenswerten  
 Zustände in Brandenburg, die durch die Beilagen  
 zu dem Buche hinreichend orientieren.

Sehr dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie mich nun  
 ebenfalls unterstützen wollten in dem Bestreben, für mein  
 Brandenburgwerk solide Grundlage zu schaffen. Ihnen wird  
 bekannt sein, welche katholischen Geistlichen damals in  
 Brandenburg ihr Leben lassen mußten. Neben Max Metzger  
 waren es vor allem Schwendtner und Alois Wachsmann, auch  
Bruno Binnebesel. Aber vielleicht haben Sie auch über  
Pfarrer Bruno Schubert etwas veröffentlicht, der in den  
 dreissiger Jahren als Anstaltspfarrer in Brandenburg fungier-  
 te und dabei zugrunde ging. Überlegen Sie es sich doch bitte  
 einmal, womit Sie meine ebenso schwere wie schmerzliche

FD-106-84-125

Arbeit fördern können.

Nun habe ich soeben mit einem neuen Buch begonnen, welches schon im September dieses Jahres gelegentlich der Einweihung des Denkmals erscheinen soll und sich vorzugsweise mit Plötzensee und seinen Opfern befassen wird. Ich werde deswegen im 14. Tagen mit Herrn Domkapitular Peter Buchholz in Düsseldorf zusammentreffen. Bei dieser Gelegenheit werde ich zwar manche Fragen klären können. Ihnen aber wäre ich sehr dankbar, wenn Sie Ihre Kartothek einmal prüfen und mir Buch über Plötzensee einschlägiges Material zur Verfügung stellen wollten. Mindestens bis zur Stunde noch nicht bekannt geworden, dass auch in Plötzensee katholische Geistliche umgebracht worden sind, doch zweifle ich nicht daran, dass doch manche katholische dort eingekerkert gesessen haben. Wie gesagt, für recht zahlreiche Aufschlüsse wäre ich Ihnen sehr dankbar.

neuerdings alle Gefangenen in dem Bestreben, für mein Brandenburgische solide Grundlage zu schaffen. Ihnen wird bekannt sein, welche katholischen Gestalten damals in Brandenburg ihr Leben lassen mussten. Neben Max Metzger waren es vor allem Schwendiner und Alois Wachmann, auch Bruno Binnensee. Aber vielleicht haben Sie auch über Pater Bruno Schubert etwas veröffentlicht, der in den dreißiger Jahren als Anstaltsleiter in Brandenburg fungierte und dabei zugrunde ging. Überlegen Sie es sich doch bitte einmal, womit Sie meine ebenso schwere wie schmerzliche

Instanz

Archiv

*[Handwritten signature]*

BRANDENBURGISCHE  
KATHOLISCHE  
KIRCHENVEREINIGUNG

hoch Sie sich  
tätig in  
Brandenburg  
netzen  
die Belastungen

ED-106-84-153  
Max J. Metzger - Grab



42-3A-0004332

Bruno Binnebesel

ED-106-84-154



42-3A-0004333

Neue Zeit  
9.9.1957

# Vereint für eine bessere Welt

Mahnungen an uns aus letzten Briefen christlicher Opfer des Faschismus

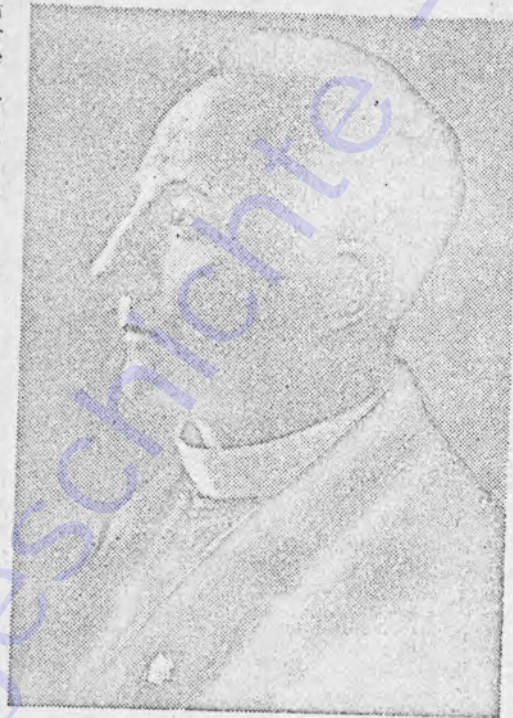
Nachstehend veröffentlichen wir letzte Briefe von Dr. Max Joseph Metzger und Claus Bonhoeffer, zwei aufrechten Antifaschisten, die, den Tod vor Augen, Abschied nahmen in der Gewißheit, daß ihr Kampf gegen Hitler ein Kampf für Volk und Vaterland war und daß die Gemeinschaft, die sich im KZ zwischen Menschen der verschiedensten Weltanschauungen herausgebildet hatte, in einer besseren Zukunft eine fruchtbare Zusammenarbeit in gegenseitiger Achtung ermöglichen muß.

Dr. Max Joseph Metzger, Freiburg, katholischer Geistlicher, Generalleiter der Christkönigsschwestern, wurde bei dem Versuch, während des Krieges ein Memorandum nach Schweden zu bringen, das Friedensprobleme und die künftige friedliche Zusammenarbeit der Völker behandelte, verhaftet und am 17. April 1943 im Alter von 56 Jahren hingerichtet. Nachstehend veröffentlichen wir einen Auszug aus seinem letzten Brief an die Christkönigsschwestern:

„... Gemeinschaft pflegen! Seit ich mir das zum Bewußtsein gebracht habe, stehe ich mit einer gewissen Freude, trotz natürlicher Hemmungen, in dieser Gemeinschaftsverbundenheit. Trotzdem habe ich noch nie im Leben es so empfunden, wie hier, wie vereint wir gläubigen Christen doch eigentlich in dieser Welt stehen. Wenn ich an meine Umgebung denke, dann komme ich mir vor wie ein weltferner Idealist und Träumer, der in einer anderen Welt lebt. Darum ist es gut, daß man diese wirkliche Welt erlebt und sich nicht verkapselt in einem Isolierraum. Wenn ich von meiner Umgebung spreche, so denke ich dabei z. B. nicht zuletzt an den Vorsitzenden des deutschen Freidenkerverbandes, der bis vor ein paar Tagen mein Bett Nachbar war. Nein! Trotz der weltanschaulichen Kluft, die uns trennte, standen wir uns doch in gegenseitiger Achtung näher als andere. Ich fand in ihm einen Charakter, der vornehm und geistlich urteilte und gute Kameradschaft pflegte. Ich möchte meinen, in ihm wirkt unbewußt etwas weiter von christlicher Erziehung vieler Jahrhunderte. Ja, ich möchte irgendwie einen solchen Menschen eher zur Gemeinde Christi rechnen, als so viele Getaufte, deren Seele unberührt geblieben ist vom heiligen „Pneuma“ Christi. Ich habe nicht das Recht, über das jenseitige Schicksal eines Menschen zu urteilen. Jedenfalls aber ist es mein Glaube, daß „verloren“ im eigentlichen Sinne und zur Hölle bestimmt nur ist, wer wider seine Gewissensüberzeugung stand. Wieviel Christen sind da freilich schlechter daran als die Heiden...“

Nun ist es also geschehen! Ich bin ruhig! Ich habe Gott mein Leben angeboten für den Frieden der Welt und die Einheit der Kirche.

er hat es angenommen. Seit Freitag bin ich nun in Brandenburg/Görden. Es ist die letzte Station. Möchte der Herr mir bis zuletzt die Gnade der Treue schenken, trotzdem das Herz — was für ein lebensfrohes, lebenshungriges — natürlich gegen den geist-



lichen Willen aufbegehrend... Aber ich will mich keinen trüben Gedanken ergeben. Sie ergeben sich nur zu leicht, wenn man in Fesseln sein und damit auch schreiben muß. Es ist nicht einfach, auch wenn man im Glauben „ja“ sagt... Ich glaube ja auch, doch muß ich manchmal dazu sagen: Herr, hilf meinem Unglauben.

Der Friede des Herrn sei  
überreich mit Euch allen.

Br. Paulus

# KOPFJÄGERIN DER GESTAPO

## Zutreiberdienste für die nationalsozialistische Blutjustiz - Freispruch des Limburger Sch

LIMBURG (Lahn), im November Vor dem Schwurgericht in Limburg ging nach 14tägiger Verhandlungsdauer ein Prozeß zu Ende. den die Öffentlichkeit mit besonderem Interesse verfolgte. Er hellte die Hintergründe auf, derentwegen der katholische Geistliche und Gründer der Una sancta, Pfarrer Dr. Max Josef Metzger, der nationalsozialistischen Blutjustiz zum Opfer gefallen ist.

In Verbindung zu diesem Geschehen war nun die 55jährige Dagmar Imgart, geb. Atterling, eine in Deutschland von 1922 bis 1945 wohnhaft gewesene naturalisierte Schwedin wegen Beihilfe zum Mord in zwei Fällen und zur schweren Freiheitsberaubung in neun Fällen angeklagt. Die Angeklagte, die sich nach Kriegsende nach Schweden „abgesetzt“ hatte, 1946 auf Betreiben der Alliierten nach Deutschland ausgeliefert und an ihrem früheren Wohnort in Gießen von der Spruchkammer in die Gruppe der Hauptschuldigen eingereiht und zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt wurde, war Agentin der Gestapo und des ehemaligen Reichssicherheitshauptamtes gewesen. Als solche war sie unter der Bezeichnung „V 140“ registriert und trug den Decknamen „Babbs“. Ihr Spezialgebiet als „Kopfkopffägerin der Gestapo“ war die Aufspürung kirchlicher Widerstandskreise. Nachdem sie sich 1941 in den „Wingolfbund“ eingeschlichen und am 7. Februar 1942 in Gießen den Widerstandskreis um Dr. Kaufmann in die Fangnetze der Gestapo gebracht hatte, wurde sie gegen die Una sancta bzw. Pfarrer Dr. Metzger, der damals in Berlin lebte, angesetzt. Dr. Metzger wurde am 14. Oktober 1943 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 17. April 1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet. Ähnlich war es ein Jahr vorher dem Maler Heinrich Will aus Gießen ergangen. Dr. Kaufmanns Todesurteil wurde in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt.

In der Beweisaufnahme im Prozeß vor dem Limburger Schwurgericht konnte die Angeklagte durch eidliche Zeugenaussagen mehrerer ehemaliger Gestapobeamter der Zutreiberdienste für die nationalsozialistische Blutjustiz in allen Fällen überführt werden. Bekräftigt wurde der Zeugenbeweis durch die erst im Verlauf der Verhandlung beigegebenen Originalakten aus dem Volksgerichtshof-Verfahren gegen Pfarrer Dr. Metzger, nach denen das Schwurgericht 18 Monate lang geforscht hatte. Diese Akten waren nach dem Zusammenbruch von Dr. Metzgers letztem Seelsorger, dem jetzigen Strafanstaltsoberpfarrer in Düsseldorf, Peter Buchholtz, gerettet und der „Christkönigsgesellschaft vom Weißen Kreuz“ zur Aufbewahrung übergeben worden. Die Überreichung des neuen Beweismaterials gegen Dagmar Imgart an den Vorsitzenden des Schwurgerichts geschah durch die Zeugin Generaloberin Schwester Gertrudis Reimann von der „Christkönigsgesellschaft“ in Meitingen bei Augsburg. Die Akten sind auch insofern von Bedeutung, als in ihnen der Wortlaut der Friedensdenkschrift von Pfarrer Dr. Metzger enthalten ist, die die Freislersche Justiz in ihrem Urteil gegen den Gründer der Una sancta auszuspielt. Dr. Metzger hatte Dagmar Imgart, die Mitglied der Una sancta geworden war und die sich erbötig gezeigt hatte, das Memorandum dem schwedischen Bischof Eidem in Upsala zu überbringen, in gutem Glauben ausgehändigt. Kurz darauf war er von der Gestapo verhaftet worden. Die Agentin „V 140“ hatte damit wieder eine Spezialaufgabe gelöst.

Der Vertreter der Anklage, Oberstaatsanwalt Dr. Ritter, beantragte zehn Jahre Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust als notwendiges Sühnmaß für zwei Beihilfen zum Mord und für sieben weitere Beihilfen zu schwerer Freiheitsberaubung. Das Schwurgericht hingegen sprach die Angeklagte „Im Namen des deutschen Volkes“ frei. Während Dag-

mar Imgart bei dieser anscheinend auch für sie unerwarteten Entscheidung einen Weinkrampf bekam, gab es in dem überfüllten Zuhörerraum viele Menschen, denen der Unwille über diesen Ausgang des Prozesses im Gesicht geschrieben stand.

Der Vorsitzende des Schwurgerichts, Landgerichtsdirektor Hermann Stiefel, führte in der Urteilsbegründung u. a. aus: Am 14. Oktober 1943 habe der damalige Volksgerichtshof Pfarrer Dr. Max Josef Metzger zum Tode verurteilt. Ein Todesurteil des Volksgerichtshofs sei ein Jahr vorher auch gegen den Maler Heinrich Will und gegen Dr. Kaufmann aus Gießen gefällt worden. Dr. K. sei dann zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt worden. Im Verfahren gegen den Widerstandskreis um Dr. Kaufmann seien außerdem mehrere Mitangeklagte zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt worden. Diesen Urteilen des Volksgerichtshofs seien Ermittlungsverfahren durch die Gestapo vorgegangen, die sich dabei in der Hauptsache der Dagmar Imgart als Agentin bzw. Denunziantin bedient habe. Als nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes der Ruf nach Sühne gegen die Mitbeteiligten des Terrorsystems durch das deutsche Volk gegangen sei, habe die Vergeltung auch die Angeklagte getroffen. Durch das Urteil der Spruchkammer Gießen vom 17. März 1947 sei Dagmar Imgart in die Gruppe der Hauptschuldigen eingestuft und mit 10 Jahren Arbeitslager sowie mit Einzug ihres Vermögens bestraft worden. Dieses Spruchkammerverfahren habe dem jetzigen gerichtlichen Verfahren keinen Abbruch getan. Es sei ein anerkanntes Strafverfahren für politische Verbrechen gewesen und auch heute noch als solches anzusehen.

Das Schwurgericht habe in seinem Urteil lediglich Bedenken gegen den Tatbestand des neuen Anklageverfahrens zum Ausdruck gebracht. Dagmar Imgart habe stets die ihr zur Last gelegten Verbrechen der Mordbeihilfe und der Beihilfe zu schwerer Freiheitsberaubung bestritten. Ihre Einlassung sei jedoch im Verlauf der Beweisaufnahme, was zumindest ihre Tätig-

keit für die Gestapo einwandfrei widerlegt.

Das Schwurgericht hat die Anklagebehörde bzw. Rechtsgründen folgen Nr. 10, worauf sich all Urteil rechtlich hätte gehoben und seine A Zone für ein deutsch Für das Schwurgeric prüfen übrig geblieb geklagten nach dem erfolgen könne. Die eine Verurteilung ei unter Anklage stell. R von Rechtsauslegung anwalt stützte u. a. Nazistaat offenkun fälscht und somit gemäß Angezeigter dem naturrechtlichen Unrecht ablehnt. genannten gesunde Richter weiter aus,

Das Gericht hab die damaligen Ric stapoagentin mitt Recht gebeugt hat urteilung im geg können. Dies Beweiskraft zu b die Urteile des 1 ligten im Verfah Dr. Kaufmann a gesetz stützten, v unter Strafe ste teile außerorden sie als Rechtsbe Anders sei in

Pfarrer Dr. Me unstreitig anerk der naturrechtli gegen das tota habe, sittlich ge nur nicht mit d totalitären Sta das Urteil des seinen rechtlich weit gegangen ließe aber au geklagte zu, w ligen Richter Rechtsbegriffe habe deswege sie in außerg schuldig Metzger und sätzliche Bew nen, daß die ausgelieferte Schließlich h urteilung no die im Zeitp schuldig für nachweisen Der Ober legte gegen die Revisio dieses U:

# PFJÄGERIN DER GESTAPO

## Die nationalsozialistische Blutjustiz - Freispruch des Limburger Schwurgerichtes

Am 14. November 1943 ging nach dem Prozess zum Ende, der die Interesse verlor, derentwegen der Una Metzger, der Opfer ge-

war nun die erling, eine in haft gewesen Hilfe zum Mord Freiheitsberaubung Angeklagte, die den „abgesetzten“ Alliierten nach ihrem früheren Spruchkammer in die richt und zu zehn Jahre, war Agentin Reichssicherheitsamt sie unter der und trug den die „Kopie“ der Spürung die sie sich 1941 in und am 7. Febr. im Spruchkammer um Dr. Metzger gebracht in Berlin lebte, 14. Oktober 1943 urteilt und am denburg hinge- forher dem Maler Dr. Kaufmann'sches Zuchthaus

vor dem Limburger Schwurgericht durch ehemalige Gefür die national- überführt gegenbeweis durch ng beige-schafften Hof-Verfahren den das Schwur- atté. Diese Akten von Dr. Metzgers Strafanstaltsober- oltz, gerettet und W n Kreuz- rden. Die Über- is gegen Dagmar's Schwurgericht's oberin Schwester ristikönigsgesell- g. Die Akten sind n ihnen der Wort- farrer Dr. Metzger e Justiz in ihrem Una sancta aus- t Imgart, die Mit- n war und die Memorandum dem Upsala zu über- ändigt. Kurz dar- afftet worden. Die eder eine Spezial-

erstaatsanwalt Dr. chthaus und fünf es Sühnemaß für ür sieben weitere tsberaubung. Das ie Angeklagte „Im ei. Während Dag-

mar Imgart bei dieser anscheinend auch für sie unerwarteten Entscheidung einen Weinkrampf bekam, gab es in dem überfüllten Zuhörerraum viele Menschen, denen der Unwille über diesen Ausgang des Prozesses im Gesicht geschrieben stand.

Der Vorsitzende des Schwurgerichts, Landgerichtsdirektor Hermann Stiefel, führte in der Urteilsbegründung u. a. aus: Am 14. Oktober 1943 habe der damalige Volksgerichtshof Pfarrer Dr. Max Josef Metzger zum Tode verurteilt. Ein Todesurteil des Volksgerichtshofs sei ein Jahr vorher auch gegen den Maler Heinrich Will und gegen Dr. Kaufmann aus Gießen gefällt worden. Dr. K. sei dann zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt worden. Im Verfahren gegen den Widerstandskreis um Dr. Kaufmann seien außerdem mehrere Mitangeklagte zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt worden. Diesen Urteilen des Volksgerichtshofs seien Ermittlungsverfahren durch die Gestapo vorgegangen, die sich dabei in der Hauptsache der Dagmar Imgart als Agentin bzw. Denunziantin bedient habe. Als nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes der Ruf nach Sühne gegen die Mitbeteiligten des Terrorsystems durch das deutsche Volk gegangen sei, habe die Vergeltung auch die Angeklagte getroffen. Durch das Urteil der Spruchkammer Gießen vom 17. März 1947 sei Dagmar Imgart in die Gruppe der Hauptschuldigen eingestuft und mit 10 Jahren Arbeitslager sowie mit Einzug ihres Vermögens bestraft worden. Dieses Spruchkammerverfahren habe dem jetzigen gerichtlichen Verfahren keinen Abbruch getan. Es sei ein anerkanntes Strafverfahren für politische Verbrechen gewesen und auch heute noch als solches anzusehen.

Das Schwurgericht habe in seinem Urteil lediglich Bedenken gegen den Tatbestand des neuen Anklageverfahrens zum Ausdruck gebracht. Dagmar Imgart habe stets die ihr zur Last gelegten Verbrechen der Mordbeihilfe und der Beihilfe zu schwerer Freiheitsberaubung bestritten. Ihre Einlassung sei jedoch im Verlauf der Beweisaufnahme, was zumindest ihre Tätig-

keit für die Gestapo anlange, vor dem Schwurgericht einwandfrei widerlegt worden.

Das Schwurgericht habe nicht der Rechtsexegese der Anklagebehörde bzw. des Oberstaatsanwalts aus Rechtsgründen folgen können. Das Kontrollratsgesetz Nr. 10, worauf sich allenfalls für das Schwurgericht ein Urteil rechtlich hätte stützen lassen, sei inzwischen aufgehoben und seine Anwendung außerdem in der US-Zone für ein deutsches Gericht nie statthaft gewesen. Für das Schwurgericht sei demnach nur die Frage zu prüfen übrig geblieben, ob eine Verurteilung der Angeklagten nach dem bestehenden deutschen Strafgesetz erfolgen könne. Dies sei aber zu verneinen, weil für eine Verurteilung erforderlich sei, daß das Gesetz die unter Anklage gestellte Handlung auch ausdrücklich unter Strafe stelle. Eine Bestrafung von Taten im Sinne von Rechtsauslegungen der Anklagebehörde (der Staatsanwalt stütze u. a. seinen Strafantrag darauf, daß der Nazistaat offenkundiges Unrecht in das Recht eingefälscht und somit bewirkt habe, daß auch wahrheitsgemäß Angezeigten Unrecht widerfuhr), ferner nach dem naturrechtlichen Standpunkt, der auch gesetzliches Unrecht ablehnt, oder nach Rechtsprinzipien des sogenannten gesunden Volksempfindens, sei, so führte der Richter weiter aus, im deutschen Strafrecht untersagt.

Das Gericht habe sich auch mit der Frage befaßt, ob die damaligen Richter, denen die Angeklagte als Gestapoagentin mittelbar Beihilfe geleistet habe, das Recht gebeugt hätten, da auch in diesem Falle eine Verurteilung im gegenständlichen Verfahren habe erfolgen können. Diese Frage sei jedoch nicht mit sicherer Beweiskraft zu bejahen gewesen. Tatsache sei, daß sich die Urteile des Volksgerichtshofs gegen die Mitbeteiligten im Verfahren gegen den Widerstandskreis um Dr. Kaufmann auf das damals bestehende Rundfunkgesetz stützten, welches das Abhören von Feindsendern unter Strafe stellte. Daß die daraus abgeleiteten Urteile außerordentliche Härten enthielten, genüge nicht, sie als Rechtsbeugung hinzustellen.

Anders sei in gewissem Sinne die Verurteilung von

Pfarrer Dr. Metzger zu betrachten gewesen. Es müsse unstreitig anerkannt werden, daß der Widerstand nach der naturrechtlichen Rechtslehre, von der Dr. Metzger gegen das totalitäre Staatssystem Gebrauch gemacht habe, sittlich gerechtfertigt sei. Sein Handeln ließ sich nur nicht mit dem bestehenden Individualstrafrecht des totalitären Staates in Einklang bringen. Trotzdem sei das Urteil des Volksgerichtshofs gegen Dr. Metzger in seinen rechtlichen Tatbestandsmerkmalen entschieden zu weit gegangen. Diese rechtliche Auffassung von heute ließe aber auch keinen Schuldbeweis gegen die Angeklagte zu, weil es in der Verantwortung der damaligen Richter gelegen habe, sich mit den bestandenen Rechtsbegriffen auseinanderzusetzen. Die Angeklagte habe deswegen freigesprochen werden müssen, obwohl sie in außergewöhnlichem Maße moralisch mit-schuldig an den Todesurteilen gegen Pfarrer Dr. Metzger und Heinrich Will sei und ihr auch das vorsätzliche Bewußtsein habe nachgewiesen werden können, daß die von ihr der nationalsozialistischen Justiz ausgelieferten Opfer mit dem Leben büßen würden. Schließlich habe man ihr nicht die eventuell zur Verurteilung noch ausreichende wahrheitswidrige Anzeige, die im Zeitpunkt ihrer Erstattung die Angezeigten unschuldig für eine mit Strafe bedrohte Tat büßen ließ, nachweisen können.

Der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Limburg legte gegen den Freispruch der Gestapoagentin „V 140“ die Revisionsbeschwerde ein. So ist zu erwarten, daß dieses Urteil noch korrigiert wird. J. H. K.

Institut für Zeitgeschichte

Trier. Volksfreund, Trier

Nr.

Dat. 29. Nov. 1951

1951

2 mm breite Millimeterzelle 35 Pf., die 84 mm breite  
füllungsort und Gerichtsstand Trier. Druck und Verlag  
Justizplatz 1/3. Geschäftsstelle: Böhmerstraße 30. Ruf:  
3061. Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 5 gültig.

Einzelpreis 15 Pfg.

## Judas freigesprochen!

VON DR. M. LAROS

Vor wenigen Wochen hat in Limburg eine Schwurgerichtsverhandlung stattgefunden, deren Urteil allen Anwesenden den Atem verschlagen hat, und einer der Zuhörer sagte beim Verlassen des Gerichtssaales: „Judas muß also für alle Zeiten freigesprochen werden.“

1.

Es handelt sich um den Verrat zweier Männer durch die Gestapo-Agentin Dagmar Imgart, die den Kunstmaler Will aus Gießen und den Gründer der Una-Sancta-Bewegung, Dr. Max Josef Metzger, in den Tod geliefert hat. Schon während der Verhandlung sagten einfache Leute aus dem Volke, die zugegen waren: „Die muß gehängt werden, wenn einer gehängt werden muß.“ Das Gericht aber hat die Schuldige „mange's Gesetz“ freigesprochen. Da denkt man unwillkürlich an Judas, der den Herrn um schnödes Geld verraten, sich aber nachher selbst verurteilt hat, indem er sich den verdienten Strick um den Hals legte und sich an einem Baume aufhing. Frau Imgart aber, die zwei Ehrenmänner in den sicheren Tod geliefert hat, denkt nicht an Reue und Buße, sondern verrät weiter alle Wahrheit, soweit sie nur kann — und ein deutsches Gericht spricht diese Frau nach tagelangen Verhandlungen frei, „weil zur Zeit der Begehung der Tat kein Gesetz bestanden hat, das diese Verrätereien an die Geheime Staatspolizei verbot.“

Da greift sich jeder an den Kopf und fragt: Ist das überhaupt noch wirkliche Rechtsprechung oder ist es Buchstabenreiterei? Wird eine böse Tat nur dann rechtswidrig, wenn sie gegen ein geschriebenes Gesetz verstößt? Oder ist es umgekehrt? Schafft das geschriebene Gesetz Recht, und sind die jeweiligen Regierungen rechtsschöpferisch? Das stellt doch die ganze Weltordnung auf den Kopf. Aber es ist die klare Konsequenz des Rechtspositivismus, in die unsere Juristerei in der liberalen Zeit hineingeraten ist und sich noch immer nicht ihrer wesentlichen Grundlagen bewußt wurde.

Das wird an diesem Beispiel eklatant, und man wird an das Gegenbeispiel der Schrift erinnert: Die Juden schleppen den Herrn vor Pilatus und fordern, daß er ihn zum Kreuzestode verurteile; aber dieser erklärt, er finde keine Schuld an ihm. Da schreien sie laut auf: „Wir haben ein Gesetz, und danach muß Er sterben.“ (Joh. 19, 7) Der Herr ist also mit vollem Recht zum Tode verurteilt worden, obwohl keine Schuld an ihm war. Dagegen ist die Schuld der Verräterin Dagmar Imgart an der Ermordung der beiden schuldlosen Männer vom Gericht selbst einwandfrei festgestellt worden; aber eine gerechte Bestrafung sollte nicht möglich sein, weil kein Gesetz diese Art des Verrates damals verbot und unter Strafe stellte.

2.

Das Unmögliche dieser Rechtsprechung wird besonders im Falle Dr. Metzger deutlich, den ich in allen Einzelheiten kenne und darum genau berichten kann. Er hat auf katholischer Seite die Una-Sancta-Bewegung zur Einigung der christlichen Konfessionen gegründet und hatte gute Beziehungen auch zu prominenten Bischöfen des Auslandes. Bei einem Besuch im Frühjahr 1943 erklärte er mir, der Krieg sei nun endgültig für Deutschland verloren, und man müsse etwas tun, um unserem Volk einen halbwegs erträglichen Frieden zu sichern; zu diesem Zweck müsse er seine internationalen Beziehungen benutzen. Ich riet ihm von dem Plan ab, weil ich mir von der Aktion nicht nur politisch nichts versprach, da die ausländischen Staatsmänner doch kaum auf die Bischöfe hören würden, wenn sie ihre Friedensbedingungen aufstellten, noch mehr fürchtete ich eine ernste Gefährdung unserer religiösen Aufgabe in der Una-Sancta. Metzger jedoch meinte, aus der Liebe zu unserem Vaterlande und für die spätere Auswirkung der Una-Sancta müsse unter allen Umständen ein vorsichtiger und ernster Versuch gemacht werden. Eine gute Gelegenheit habe sich ihm in Berlin geboten. Eine Frau Imgart, geborene Schwedin, die zweimal im Jahre in ihre Heimat reisen dürfe, habe sich angeboten, einen ausführlichen Brief als Memorandum an den Bischof Eidem von Upsala zu vermitteln, in dem er seine Vorschläge darlegen könne, und dieser werde sie dann den englischen, französischen und amerikanischen Bischöfen zu weiteren Verhandlungen mit den Staatsmännern unterbreiten.

Gleich warf ich die Frage auf, ob Frau Imgart auch absolut sicher und vertrauenswürdig sei. Briefe ins

DONNERSTAG, DEN 29. NOVEMBER 1951

Ausland seien doch unter schwerer Strafe verboten, und es könne gerade ihm, nach seinen früheren Verhaftungen den Kopf kosten. Er war mit seinem radikalen Pazifismus den Nazis ja immer besonders verhaßt, und seine Tätigkeit für die Vereinigung der Konfessionen war ihnen ebenso mißliebig. — Aber er versicherte, Frau Imgart sei unbedingt zuverlässig und habe ihn geradezu veranlaßt, ein Memorandum an die ausländischen Bischöfe zu senden, und sie habe sich angeboten, den Brief zu vermitteln. Da meinte er, er müsse aus Gewissensgründen die von Gott gegebene Gelegenheit benützen, um unserem Volk und Vaterland zu helfen. Letzten Endes sei er auch bereit, für diese wichtige Sache sein Leben einzusetzen.

Dagegen war nichts mehr einzuwenden. Mit großer Besorgnis sah ich Dr. Metzger scheiden. Ich kannte nicht nur seinen Idealismus, sondern auch seine Vertrauensseligkeit, und ich wollte ihm nach Berlin nachreisen, um selbst mit Frau Imgart zu sprechen und sie auf die Probe zu stellen. Aber aus dienstlichen Gründen ging es zunächst nicht, und ich beruhigte mich mit dem Gedanken, daß gegen das geplante Memorandum sachlich sicher nichts einzuwenden sei, da es im Grunde die Auffassung des gesamten deutschen Volkes, mit Ausnahme der Kriegstreiber, wiedergab: Einerseits sollte den Siegern jede gewünschte Sicherung gegen eine neue Aggression durch den preußischen Militarismus und auch für die rechtliche Wiedergutmachung der angerichteten Kriegsschäden gegeben werden; andererseits aber sollte auch den Besiegten eine volle Sicherung gegen jede Versklavung und Ausbeutung des deutschen Volkes verschafft werden. Mit keinem Worte aber war davon die Rede, daß Dr. Metzger, wie Frau Imgart nachher vor Gericht ihre Anzeige zu rechtfertigen suchte, eine Aufteilung Deutschlands in einen katholischen und evangelischen Staat und Angliederung an Oesterreich und England geplant habe. Es ging ihm einzig und allein um einen erträglichen Frieden für unser Volk.

3.

Aber die Sorge ließ mir keine Ruhe. Ich warnte Dr. Metzger nochmals eindringlich durch eingeschriebenen Brief vor der Abfassung und erst recht der Uebergabe des Memorandums, und meine Freunde stimmten mir restlos zu; aber das Unheil nahm seinen Lauf. Dr. Metzger arbeitete sein Memorandum aus und übergab es Frau Imgart, die es sofort an Bischof Eidem überbringen wollte. Sie aber meldete der Gestapo, daß nun der Fuchs gefangen sei, und sie war ihrer hohen Belohnung sicher. Tags darauf erschien sie wieder bei Dr. Metzger und meldete ihm, er bekomme am selben Tag hohen Besuch; aber während sie mit ihm sprach, erschien die Gestapo, untersuchte die Tasche der Frau Imgart, in der das Memorandum war, und verhaftete dann beide. Frau Imgart hatte diese Methode mit der Gestapo vereinbart, um ihren Verrat zu verheimlichen. Sie wurde also zum Schein mitverhaftet, aber tags darauf gleich als völlig schuldlos entlassen, obwohl sie doch selber den Brief zu Bischof Eidem bringen sollte. Dr. Metzger aber wurde festgehalten und schließlich 1944 als „Volksverräter“ mit dem Fallbeil hingerichtet.

Das alles ist durch Zeugen einwandfrei bewiesen worden, auch durch frühere Beamte der Gestapo. Die Generaloberin der Christkönigsschwestern, deren Kongregation Dr. Metzger gegründet hatte, bezeugte sogar,

daß Frau Imgart eine ganze Reihe von anderen Personen, die den Nazis verhaft waren, zu Schreiben ins Ausland ermuntert und sich zu deren Vermittlung, wie bei Dr. Metzger, angeboten hat. — Aber das deutsche Gericht hat sie „mangels Gesetz“ freigesprochen. Ihre Taten seien zwar moralisch äußerst verwerflich gewesen, aber juristisch könne sie nicht verurteilt werden. Nach Art. 103 des Grundgesetzes könne eine Tat nur dann abgeurteilt werden, wenn zur Zeit ihrer Begehung ein entsprechendes Gesetz vorgelegen habe. Da das nicht der Fall gewesen sei, habe eine Bestrafung auch nicht unter Anwendung der Analogie oder nach dem gesunden Volksempfinden erfolgen können.

So ist der neue Judas, zur größten Ueberraschung der gesamten Zuhörerschaft, vom Limburger Schwurgericht freigesprochen worden. Der Oberstaatsanwalt hat allerdings sofort Revision gegen das Urteil eingelegt, und es ist sehr zu hoffen, daß das höhere Gericht den Sinn des Gesetzes über den Buchstaben setzt und dem wirklichen Recht Geltung verschafft — nicht der Frau Imgart wegen, die uns vollkommen gleichgültig ist und ihren Lebensweg ruhig weitergehen möge, sondern um des deutschen Volkes willen, dem das Bewußtsein für Recht und Gerechtigkeit unter allen Umständen erhalten und, gegenüber dem christlichen Positivismus in der Rechtsauffassung dieser Zeit, neu eingeschärft werden muß. Darüber wird noch einiges zu sagen sein.

## Die Kinder de.

ROMAN VON

Berechtigte Uebertragung von H. PASSOW-KERNEN

53)

„Warum möchtest du, daß ich meine Heirat noch aufschiebe, Vicky?“ fragte er halb scherzend. Aber als sie nicht antwortete, wiederholte er seine Frage dringender.

Sie schlug die Augen nieder. „Du hast mir einmal gesagt, ich sollte nie wieder mit dir oder jemand anderem darüber sprechen.“

„Das war, als du noch so dumme und falsche Gedanken über meine Heirat hattest.“

Dat.

27. OKT. 1954

## Generalvikar Dr. Hirt: Freisler hat fast nur geschrien

Dagmar Imgart schickte eine Schreibmaschine mit Typenfehlern an Dr. Metzger — Schwere Belastungen im Kasseler Gestapo-Prozeß

Kassel (th). — Im Prozeß gegen die 58jährige naturalisierte Schwedin Dagmar Imgart, die beschuldigt wird, Gestapo-Agentin gewesen zu sein, versuchte das Kasseler Schwurgericht am Dienstag, die Mitwirkung der Angeklagten bei der Verhaftung des vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilten und hingerichteten Leiters der Unsancta-Bewegung, Pater Dr. Metzger, zu klären. Nach den Aussagen der am Dienstag vernommenen Heimleiterin, Schwester Judith Maria (München), und der Generaloberin der katholischen Christkönigsschwestern, Schwester Gertrudis (Meyting bei Augsburg), hat die Angeklagte etwa ein halbes Jahr vor der Verhaftung an Dr. Metzger nach Berlin eine Schreibmaschine geschickt, die er nach ihrem Vorschlag für Schriftstücke benutzen sollte, die nicht in unbefugte Hände geraten durften. Schwester Judith Maria erklärte, sie habe nach der Hinrichtung Metzgers festgestellt, daß eine Type der Schreibmaschine einen bestimmten Fehler hatte. Die Angeklagte bestritt, eine solche Schreibmaschine zur Verfügung gestellt zu haben.

Schwester Judith-Maria, die Leiterin des Heimes in Berlin, in dem Pater Dr. Metzger bis zu seiner Verhaftung gewohnt hat, war von der Gestapo ebenfalls 1943 als angebliche Mitwisserin des Metzgerschen Memorandums an die ausländischen Bischöfe verhaftet und einige Zeit im Gefängnis festgehalten worden. Nach ihrer Aussage hatte sich die Angeklagte am Tage vor der Verhaftungsaktion telefonisch bei Dr. Metzger zu einem Besuch angesagt. Kurz nachdem sie in das Heim kam, sei die Gestapo eingedrungen und habe die Verhaftungen vorgenommen.

Die Generaloberin Schwester Gertrudis sagte aus, kurz nach der Hinrichtung Metz-

gers habe die Angeklagte wieder versucht, katholische Geistliche dazu zu verleiten, staatsfeindliche Schriftstücke durch ihre Vermittlung über Schweden ins Ausland zu bringen. Sie, die Zeugin, habe daraufhin hohe katholische Stellen vor der Imgart gewarnt.

Der Generalvikar der Erzdiözese Freiburg, Dr. Simon Hirt, der im Auftrag der Kirche an der Volksgerichtshofverhandlung 1943 in Berlin teilgenommen hatte, schilderte den Verlauf der damaligen Verhandlung. Während der ganzen Sitzung habe Freisler, der den Vorsitz führte, Dr. Metzger fast immer nur angeschrien. Es sei damals bereits der Verdacht aufgekommen, daß die jetzige Angeklagte die Verräterin des Memorandums gewesen sei.

Das Gericht verlas u. a. eine schriftliche Aussage des Pfarrers Dr. Mathias Laros (Koblenz) über die Tätigkeit von Dr. Metzger. Angeblich habe Metzger in seinem Unterricht in Berlin eine Schwedin als Konvertitin gehabt, die sein Memorandum über die künftige Gestaltung Deutschlands über einen schwedischen Bischof nach England und Amerika weiterleiten sollte. Er, Laros, habe jedoch zu bedenken gegeben, ob es sich dabei nicht um eine von den Nationalsozialisten in den Unterricht geschickte Agentin handele.

Der ehemalige Leiter des kirchlichen Referats im Reichssicherheitshauptamt, der augenblicklich aus einer mehrjährigen Straftat wegen Geständniserschleichungen

beurlaubte 44jährige Dr. Karl Neuhaus, erklärte als Zeuge, daß ihm die Angeklagte aus seiner Tätigkeit nicht bekannt sei. Ihm sei auch nichts von einem Vorgehen des Reichssicherheitshauptamtes gegen die Unsancta-Bewegung bekannt.

Der Psychiater Dr. Harald Böger berichtete als Zeuge, daß er auf Ersuchen der Verteidigung die Angeklagte im Rahmen einer sogenannten Narko-Analyse in einen hypnoseähnlichen Zustand versetzt und dann befragt habe. Der Name Metzger habe bei ihr einen Heiterkeitsausbruch erregt, und sie habe berichtet, einen solchen Typ von großem Wuchs, geistreich und liebenswürdig habe sie schon immer geschätzt. Auf den Namen Kaufmann habe sie dagegen bei der Narko-Analyse heftig reagiert und berichtet, daß in dem Kaufmann-Kreis „das Keuschheitsprinzip des Wingolf gröblich durchbrochen wurde“. Der Psychiater erklärte abschließend, er könne auf Grund des Testes nicht beurteilen, ob die Tatsache, daß die Angeklagte auch bei der Narko-Analyse nichts von ihrer Rolle bei den Verhaftungen der Betroffenen erwähnte, in mangelndem Schuldbewußtsein oder in ihrer besonderen inneren Sicherheit ihren Grund habe.

Institut für

Frankfurter Neue Presse,  
Ausgabe Hessen

Nr.

Dat.

12. NOV. 1954

# Endlos langes Verfahren

## Gedanken zu dem Gestapoprozeß in Kassel

Kassel, 12. November

In Kassel wird zurzeit plädiert. Die Pflichtverteidigerin der Angeklagten Dagmar Imgart, die sich wegen Denunziationen für die Gestapo zu verantworten hat, hatte sofort nach dem Strafantrag des Staatsanwalts erklärt, sie werde für ihren Vortrag ein Vielfaches der Zeit benötigen, die der Vertreter der Anklage gebraucht hat. Diese Plädoyers sind der vorletzte Markstein in einem mit vielen Komplikationen, holpernd und stockend verlaufenen Verfahren, das mit Kassel nun schon das vierte Landgericht befaßt.

Im Strafprozeß dürfen fiskalische Gesichtspunkte fraglos keine Rolle spielen, es darf aber immerhin am Rande auch einmal darauf verwiesen werden, daß der Prozeß den hessischen Justizfiskus einen bereits weit über 100 000 Mark hinausgehenden Betrag gekostet haben dürfte. Es gibt zwar kein Gesetz, das die Kritik an der Justiz verbietet, auch nicht die an einem sogenannten „schwebenden Verfahren“, mindestens dann nicht mehr, wenn es in das öffentliche Stadium der Hauptverhandlung getreten ist; dennoch wird man aus Gründen einer gesunden Staatsgesinnung alles vermeiden, was die Institution der Justiz, die in der Demokratie von einer so ungeheuren Tragweite ist, in ihrer Autorität in der Öffentlichkeit beeinträchtigt.

### Mißbehagen

Trotzdem muß im Interesse der Rechtsprechung wohl einmal gesagt werden, daß es weite Kreise in der Bevölkerung gibt, sicher staatsertreu

denkende Kreise, die diesem Imgartprozeß, mit seiner zögernden Eröffnung des Hauptverfahrens, dem Hin und Her der rechtlichen Argumente mit dem schließlich in Limburg ausgesprochenen Freispruch, nur mit Gefühlen des Mißbehagens gefolgt sind.

Es ist Tatsache — und auch das muß einmal gesagt werden — daß diese Frau Imgart, die ja gebürtige Schwedin ist, in ihrer Heimat einer so weitgehenden gesellschaftlichen Ächtung verfiel, als ihr Verhalten im Dritten Reich ihren Landsleuten bekannt wurde, daß die vermögende Familie nur mit Aufwendung größter Kosten und Mühen in Stockholm einen Anwalt finden konnte, der sich vorübergehend ihrer Interessen annahm.

### „Ängstlich verwirrt“

In Hamburg, zu einer Zeit, da die englische Besatzungsmacht kurzen Prozeß mit Leuten machte, deren Untaten zu decken die deutsche Öffentlichkeit weder damals noch heute die geringste Veranlassung hat, fand Frau Imgart nachsichtigen Krankenschutz in einer Klinik. Dort schützte man sie mit der Diagnose einer „ängstlichen Verwirrtheit“ anderthalb Jahre lang — praktisch jedenfalls — vor dem Zugriff des Richters.

Dann mußten sich deutsche Juristen wieder jahrelang den Kopf zerbrechen, wo die Nahtstelle zwischen der heutigen Justiz und der des Dritten Reiches ist, und wann und wie und ob die Blutjustiz jener grauenvollen Tage der moralischen und körperlichen Zerstörung des Deutschen Reichs „geltendes Recht“

war, Recht in diesem Sinne überhaupt, und ob man Frau Imgart nach dem Buchstaben des Gesetzes dafür bestrafen dürfe, daß sie unglückliche Menschen, an deren Rechtschaffenheit der Gesinnung, persönlichem Mut und reinem Idealismus, wie im Falle des Paters Metzger, kein anständiger Mensch einen Zweifel haben darf, dem Henker überantwortet hat.

### Jenseits von Gut und Böse?

In Limburg hat man gefunden, Frau Imgart bewege sich gewissermaßen jenseits von Gut und Böse; sie habe zwar die verwerflichsten und verabscheuungswürdigsten Verbrechen begangen, aber es gebe im geltenden Strafgesetzbuch keinen Paragraphen, um diese Schandtaten zu ahnden. Der Bundesgerichtshof hat dieses Urteil als nicht existent erklärt. Er hat unter anderem darauf hingewiesen, daß nachzuprüfen sei, inwieweit die Angeklagte — auch im Sinne des Buchstabens — sich damit strafbar gemacht habe, daß über ihre Denunziation Menschen in die Konzentrationslager gekommen und darin, wie Frau Will, umgekommen sind.

Der Staatsanwalt in Kassel hat in einem überaus eindrucksvollen Plädoyer von der Angeklagten ein Bild entworfen, das an moralischer Düsternis nichts zu deuteln übrig ließ. Am Schluß dieses Plädoyers erklärte er freilich, daß die Angeklagte den Tod der in den Gaskammern des Dritten Reiches gestorbenen Frau Will doch wohl nicht zu vertreten habe. Mit dieser Folge ihrer Denunziation habe sie nicht rechnen können. Deshalb dürfe sie ihr auch strafrechtlich im Sinne der ursprünglichen Anklage wegen Beihilfe zum Mord nicht angerechnet werden.

Es gibt Kreise, die — und das darf ruhig gesagt werden — von diesem Schluß des Vertreters der Anklage enttäuscht gewesen sind.

Otto KANNGIESSER

„ARGUS“ Nachrichten - Bureau  
Berlin-Charlottenburg 4, Bismarckstr. 79  
Fernruf 32 40 54

Hessische Nachrichten, Kassel

Nr.

Dat.

13. NOV. 1954

# Einst sehr beredt - doch heute schweigsam

## Bemerkungen am Rande des Dagmar-Imgart-Prozesses

Dreizehn Tage lang saß eine untersetzte Frau mit ergrauendem dunkelblondem Haar und dem Gesicht einer verdrossenen Schwätzerin, die aus Erschöpfung nur selten zur Gesprächigkeit zurückfindet, als Angeklagte vor dem Kasseler Schwurgericht, bevor der Staatsanwalt Zuchthaus und Ehrverlust wegen Beihilfe zur Freiheitsberaubung für Dagmar Imgart, alias „Babbs“, die Gestapo-Agentin, beantragte.

Neben der abgestumpften „Babbs“ saßen ihre blonde Verteidigerin und der Dolmetscher, der vierzehn Sprachen spricht, aber nur selten einzugreifen brauchte, denn die Zeugen aus Amerika und Schweden waren entweder deutsche Emigranten, oder sie beherrschten die deutsche Sprache genau so gut wie die in Schweden geborene Imgart.

Diese antwortete am ersten Tage auf die Frage, ob sie sich durch ihre Mutter zurückgesetzt gefühlt habe: „Wenn man eine so sehr kluge, charmante Mutter hat, dann steht man immer im Hintergrund“ — es war ein Rückfall in den Konversationston; das unverfängliche Thema verführte sie dazu.

Die Mutter starb inzwischen, von den schwedischen Nachbarn bemitleidet, nachdem sie die letzten Jahre in Angst um die Tochter verbracht hatte.

Auch Studienrat Imgart, der Mann der Angeklagten, starb 1945, und beider Tochter weilt in Amerika. Dagmar allein blieb zurück. Sie wurde nach Kriegsende von ihrem Heimatland Schweden, wo sie sich ihrer Bekanntschaft mit Hitler gerühmt hatte, an Deutschland ausgeliefert, von den Engländern in Hamburg verhört, von Psychiatern

begutachtet, von der Spruchkammer zu Arbeitslager verurteilt, von einem Schwurgericht freigesprochen.

Ob das Kasseler Schwurgericht sie verurteilen wird, hängt nicht von ihrer moralischen Schuld ab, sondern von juristischen Erwägungen.

Aber nicht Dagmar Imgart allein ist inzwischen schweigsam geworden.

„Wenn Sie solche Gehirnverkalkung hätten wie ich, dann würden Sie sich auch nicht mehr erinnern“, antwortete ein Pfarrer, der seinerzeit nach Amerika auswanderte und seine Familie in Deutschland zurückließ, auf Fragen des Gerichts; seine Tochter ergänzte diese Aussage später: „Ich nahm damals an, daß mein Vater im Auftrage der Wehrmacht nach Amerika gegangen sei.“

Das war einer von den Pfarrern, für die Dagmar Imgart Botschaften übermittelte. Ein anderer war Pater Dr. Metzger, der mit leuchtenden Augen in den Tod ging, nachdem Roland Freisler ihn in der vierten von fünf Verhandlungen eines Tages dazu verurteilt hatte.

Ein Entlastungszeuge der Imgart erklärte verbittert: „Ich war kein Nazi, ich war alter Nationalsozialist. Ich bin von den Amerikanern zum Krüppel geschlagen und als Hauptschuldiger zu fünf Jahren Arbeitslager verurteilt worden. Meine Herren, es gibt Tierschutzvereine. Warum nicht einen Schutzverein für Menschen?“

Dieser Zeuge war von Beruf Friedhofsgärtner.

Andere Zeugen, die als Beruf „Oberlandesgerichtsrat“ oder „Rechtsanwalt“ angeben, wurden vom Schwurgerichtsvorsitzenden belehrt: „Sie können auf Fragen die Auskunft verweigern, wenn Sie sich durch die Beantwortung selbst einer strafbaren Handlung bezichtigen müßten“ — es sind ehemalige Beisitzer oder sonstige Mitglieder der NS-Sondergerichte, denen sie damals mit einem Drittel ihrer Arbeitskraft verpflichtet waren. Sie entsinnen sich kaum der Imgart- und NS-Justiz-Opfer und haben Eile.

Nimmt man die Damen und Herren einer studentischen Korporation hinzu, die ernstlich während des Krieges erwogen, ob „man das Haus der Imgart noch betreten könne“, ferner ehemalige Gestapo-Beamte und die Schatten zweier Abwehroffiziere, deren Identifizierung nicht mehr möglich ist, dann haben wir die Menschen und Mächte, zwischen denen die Angeklagte schwatzend und schmeichelnd, stachelnd und lauschend ihre Ränke spann, um es „denen zu zeigen“, von denen sie sich nicht genügend geachtet fühlte.

Diese Mächte mußten sich damals entweder in der Verfolgung tarnen, oder die Tarnung war mit ihrem Wesen oder Unwesen verbunden — ein Zeuge sagte über die Abwehr-Organisation unter Hinweis auf die Aktualität der Frage sehr zurückhaltend aus.

Die Angeklagte schließlich schweigt nicht nur wie das schlechte Gewissen. Ihr Schweigen gewinnt in diesem Zusammenhang einen „Beigeschmack“ von jener „geheimen Reichssache“, deren Text sie einst auswendig zu lernen und dann zu verbrennen hatte.

Rudolf Grimm

Fuldaer Volksztg., Fulda

Nr.

°Dat.

18. NOV. 1954

# „Lockspitzel“ keine strafbare Handlung

267 1 Jahr drei Monate Zuchthaus für ehemalige Gestapoagentin

Wegen vorsätzlicher schwerer Freiheitsberaubung verurteilte das Schwurgericht Kassel am Dienstag die 58 Jahre alte Deutsch-Schwedin Dagmar Imgart aus Gießen zu einem Jahr, drei Monaten Zuchthaus. Die bürgerlichen Ehrenrechte wurden der Verurteilten auf die Dauer von zwei Jahren aberkannt. Acht Monate Untersuchungshaft werden auf die Strafe angerechnet. Von der Anklage der Freiheitsberaubung wurde Dagmar Imgart freigesprochen.

Es wurde festgestellt, daß Dagmar Imgart 1941 Agentin der Gestapo wurde, bei deren Dienststelle in Darmstadt sie unter dem Decknamen „Babbs“ und der Bezeichnung „V-Person 140“ geführt wurde. Auch dem Reichssicherheitshauptamt war Dagmar Imgart, die auf kirchenpolitischem Gebiet eingesetzt wurde; bekannt. Ihre Aufträge führte „Babbs“ im In- und Ausland aus. Auf Anruf holte die Gestapo die schriftlichen Berichte der Agentin in dreifacher Ausfertigung im Gießener „Wingolf-Haus“ ab. Das Vertrauen des Leiters der „Una-Sancta-Bewegung“, des Paters Dr. Metzger, erschlich sich Frau Imgart, indem sie vorgab, an den Bestrebungen der Bewegung interessiert zu sein. Dr. Metzger sah in ihr eine ehrliche Interessentin für seine Bestrebungen und vertraute ihr daher Anfang 1942 seinen „Nordlandplan“ mit Vorschlägen für eine Neugestaltung Deutschlands nach einem Siege der Alliierten an, der über einen schwedischen Bischof englischen Kirchenfürsten übermittelt werden sollte. Dagmar Imgart stellte Pater Dr. Metzger für die Ausarbeitung seiner Pläne eine Schreibmaschine zur Verfügung, die ihr von der Gestapo mit einem Typenfehler für ihren Lockspitzeldienst zur Verfügung gestellt worden war. Ueber die politischen Absichten des Paters unterrichtete die Angeklagte das Reichssicherheitshauptamt. In seiner Berliner Wohnung wurde der Geistliche zusammen mit Dagmar Imgart, in deren Handtasche sich die Denkschrift befand, verhaftet. Kurze Zeit später kam Frau Imgart wieder auf freien Fuß.

Im Falle Dr. Metzgers ist die Angeklagte nach den Feststellungen des Gerichts eindeutig überführt. Sie leugnete hartnäckig im Bewußtsein ihrer klaren Schuld und hat es auch im Gerichtssaal vorgezogen, wieder eine Rolle zu spielen, sagte der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Dr. Henseling. Von der Anklage der schweren Freiheitsberaubung an den Mitgliedern des „Dr. Kaufmann-Kreises“, eines privaten liberalen Kreises in Gießen, wurde die Angeklagte lediglich freigesprochen, weil sie die rechtswidrigen Folgen ihrer Handlungsweise nicht bewußt gewollt und gebilligt hat.

In der Urteilsbegründung führte Landgerichtsdirektor Dr. Henseling aus, daß der „Lockspitzel“ als solcher nicht bestraft werden könne, wenn er in behördlichem Auftrag handele. Eine Bestrafung sei nur möglich, wenn er einen rechtswidrigen Erfolg herbeiführe. Die Angeklagte Imgart habe durch ihre Berichte an die Gestapo die Verhaftung von elf Menschen veranlaßt. Sie sei in allen Fällen nicht die Haupttäterin, sondern nur die Gehilfin der Gestapo gewesen. Die Verhafteten hätten sich nach dem damaligen Gesetz schuldig gemacht. Rechtswidrig seien aber die Urteile des Volksgerichtshofes gegen die Eheleute Will gewesen, da der Ehemann über das sonst übliche Strafmaß hinaus deshalb zum Tode verurteilt wurde, weil seine Frau eine Jüdin war. Im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern des Kaufmann-Kreises sei ferner Frau Will als Nichtarierin zu einer besonders hohen Zuchthausstrafe verurteilt worden. Zwar sei eine Bestrafung der Angeklagten

Imgart wegen dieser Urteile nicht möglich, moralisch habe sie sich aber bei allen anständigen Menschen gerichtet. — Das Schwurgericht stellte fest, daß die Angeklagte während des ganzen Prozesses kein Gefühl der Reue gezeigt habe. Sie habe ihre Agententätigkeit nicht aus Pflichterfüllung und Idealismus ausgeübt, sondern aus Egoismus, vom Willen beseelt, Macht ausüben.

ED-106-84-164

METROPOL-GESELLSCHAFT / E. Matthes & Co.  
Zeitung-Ausschnitt-Büro Uhlendstr. 184  
Begr. 1926 Berlin-Charlottenburg 2 Tel.: 91 68 31

Zellung: General-Anzeiger  
Erscheinungsort: Wuppertal  
Datum: 12. AUG. 1957

# Gestapo-Agentin rechtskräftig verurteilt

2177 Auslieferung des Paters Dr. Metzger war schwere Freiheitsberaubung

Karlsruhe, (AP). Die Verurteilung und Hinrichtung des Leiters der Una Sancta-Bewegung, des katholischen Geistlichen Dr. Metzger, während des Kriegs wegen Feindbegünstigung war Rechtsmißbrauch. Dies stellte jetzt der Dritte Strafsenat des Bundesgerichtshofes fest, als er den Revisionsantrag der 60jährigen Gestapo-Agentin Dagmar Imgart aus Darmstadt verwarf. Die Agentin war vor zwei Jahren vom Kasseler Schwurgericht wegen Beihilfe zur schweren Freiheitsberaubung zu 15 Monaten Zuchthaus und zwei Jahren Ehrverlust verurteilt worden, weil sie den Pater der Gestapo auslieferte.

mäßig mißachtet. Hiergegen durch das Wort aufzutreten, und die Rückkehr zu Ehre, Anstand und Recht im Staatsleben zu fordern, könne auch im Kriege niemandem verwehrt werden.

Der Geistliche wollte während des Krieges über den schwedischen Bischof Eidem englischen Kirchenfürsten und möglicherweise der englischen Regierung eine von ihm verfaßte Denkschrift übermitteln lassen. Darin setzte er sich für demokratische, soziale und rechtsstaatliche Grundsätze beim künftigen Aufbau Deutschlands und für die Ausschaltung der Nationalsozialisten von politischer Betätigung nach dem Krieg ein. Der Volksgerichtshof verurteilte ihn deshalb 1943 zum Tode.

Dies war nach den jetzigen Feststellungen des Bundesgerichtshofes eine vorsätzliche rechtswidrige Tötung unter dem Deckmantel der Strafrechtspflege, weil sich der Geistliche keiner Feindbegünstigung schuldig gemacht, sondern nur zum Nutzen des eigenen Volkes die Wahrheit ausgesprochen habe. Hitler habe einen seiner Vöhrerschaft dienenden Angriffskrieg entfesselt und bereits lange vorher die Menschenrechte plan-

Institut für

Historisch

Archiv

FD-106-84-165

MÜLLER, Werner

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

WERNER MÜLLER

MITINHABER  
ALFRED WIRTH & CO KOMM. GES.  
ERKELENZ / RHL.D.

ED-106-84-166

den 29. Juni 1954

Mi/Bs

Herrn

Walter Hammer

H a m b u r g 39

Veerstücken 9

Lieber Kamerad Hammer!

Ich danke Dir recht herzlich für die Übersendung des Berichtes über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933-1945, herausgegeben von Günther Weisenborn. Das Buch von Ricarda Huch habe ich bereits und dieses mit grossem Interesse gelesen.

Was nun die weitere Beilage "Dokumente der Teufelei verbrannt, Augenzeugen gesucht" anbetrifft, so habe ich dazu leider wenig mitzuteilen.

Unter der Rubrik "Zuchthaus Brandenburg" ist der Name Medizinalrat Dr. Paul Korf, Koblenz, erwähnt. Dieser war während meiner Zeit als Todeskandidat mein Zellennachbar, allerdings nennt er sich Korf. Wir wurden am gleichen Tage begnadigt, wobei er zu 8 Jahren und ich seinerzeit lebenslänglich erhielt. Kurz danach kam Korf nach Ulm zur Unterstützung des Gefängnisarztes, und soweit ich unterrichtet bin, ist er auch dort frei gekommen. Ein paar Jahre später musste ich allerdings in Koblenz hören, dass er dort gestorben sei.

Sonst kann ich leider zu den übrigen Sachen, die ich durchgelesen habe, keine Meldungen geben. Du weisst ja selbst, wie wahnsinnig streng und abgeschlossen der einzelne Häftling gehalten wurde, zu denen leider auch ich gehörte.

Mit freundlichen Grüßen für heute und allen guten Wünschen für Dich

Dein

*Werner Müller*

10. Juli 52

Lieber Werner Müller!

Ich habe den Brief noch einmal erbrochen, um gleich noch einen weiteren Wunsch hinzuzufügen:

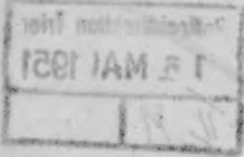
In Plötzensee wurden zwei Berliner des Namens Hübner hingerichtet, ein Willi und ein Walter Hübner. Einer von den beiden soll wegen Vertriebs verbotener Bücher zum Tode verurteilt worden sein. Ich weiß nicht, ob es sich da um Kommunisten gehandelt hat. Ließe sich das in der Ziethenstraße nicht<sup>un</sup>schwer feststellen? Bekannt ist mir natürlich die Affäre der Familie Hübner-Wesolek, die sozusagen Bankhalter der Roten Kapelle waren. Emil Hübner, der Senior dieser Familie, wurde mit 82 Jahren in Plötzensee hingerichtet.

Nochmals: Freundliche Grüße!

EP-106-84-168 Dr. Kolf

WALTER HAMMER  
SCHRIFTSTELLER

HAMBURG 39, 2. Mai 1951  
BILSERSTR. 16 d  
Postscheck: Hamburg 143737



*Sofort!*  
*5. M*

An die  
Landesleitung des BVN  
T r i e r  
Metzelstr. 23  
Behördenhaus Z. 41

*Ramm.*  
*Ref. Partsch*  
*zum gef. Bestätigung*

*Wa. 5/5. 57*

Werte Kameraden! Zu den wenigen begnadigten  
Todeskandidaten des Zuchthauses Brandenburg gehörte  
Medizinalrat Dr. Kolf aus Koblenz, der jedoch den  
Strapazen erlag und im Herbst 45 in Süddeutschland  
verstarb. Die für mich sehr wichtigen näheren Umstände  
sind mir leider nicht mehr in der Erinnerung, nachdem  
die Gewalthaber der Ostzone mich in Brandenburg von  
allen Daten und Dokumenten weggebissen haben. Leider  
habe ich auch meine sämtlichen Adressen auf der Flucht  
zurücklassen müssen. Ich stand mit einer Schwester des  
Verstorbenen in Verbindung, der Gattin eines Arztes  
dort in Trier, wenn ich mich recht erinnere des Namens  
Müller oder Meyer. Sie werden hierüber sicher Bescheid  
wissen. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich mit  
dieser Dame wieder in Verbindung bringen wollten, damit  
ich dem Dr. Kolf auch gerecht zu werden imstande sein  
werde.

Mit kameradschaftlichem Gruss!

Institut für...

**B V N**

**Bund der Verfolgten  
des Naziregimes**

**Stadtkreisverband  
TRIER**

WALTER HAMMER  
SCHREIBER

Polizeidirektion Trier  
**15 MAI 1951**  
LM

Trier, den 15. Mai 1951

Unter Rückabkittung

dem Einwohnermeldeamt, T r i e r, Tyrsusstr.

Mit der Bitte um genötigte Feststellung und Mitteilung an  
uns <sup>eben</sup> ergötzt übersandt.

Hochachtungsvoll !

Stadtkreis-Verband Trier

Der 1. Vorsitzende:

Polizeidirektion Trier

- 11 M - 32.00 -

Trier, den 21. Mai 1951  
Lö.

Urschr.

Bem. B. V. N.

TRIER

Metzelstr. 23

mit dem Bemerken zurückgesandt, daß lt. den hiesigen Meldeunterlagen in Trier keine Frau Dr. Müller oder Meyer polizeilich gemeldet ist,  
welche eine geborene Kolf ist. Da durch Kriegseinwirkungen die Meldeunterlagen aus den Jahren vor dem Krieg zum Teil vernichtet wurden,  
sind wir heute leider nicht mehr in der Lage, Ihnen evtl. Auskunft darüber zu erteilen, wo die e. G. heute weohnhaft sein könnte.

\* Evakuierung der Stadt Trier im Jahre 1944

*Köln*

Institut für...

ED-106-84-169

1641/43

Paul Kolf

6.5.44

Made Uluu

Strafgef.

Stadt Koblenz?

874 52

Josef Herbold

Koblenz, den 17.10.51  
Simmernerstr. 14a

Sehr verehrter Herr Hammer !

ED-106-84-170

Infolge meiner längeren Erkrankung komme ich erst heute zur Beantwortung Ihrer beiden Briefe. Wenn ich auch Naziverfolgter ~~gewesen~~ bin, so bin ich doch nicht mit Ihnen im KZ gewesen. Ich konnte wegen de<sup>s</sup> Arztes Dr. Kolf noch nichts in Erfahrung bringen. Ich werde aber bei unserer nächsten Zusammenkunft im Verband der Naziverfolgten fragen, ob mir jemand über Kolf Auskunft geben kann. Dann erhalten Sie von mir weitere Nachricht.

Mit herzlichsten Grüßen

Ihr

J. Herbold

Die Beilagen? Bild?

J. Herbold

Absender: .....

Koblenz - Karthause

Wohnort, auch Zustell- oder Leitpostamt

Simmernerstr. 14a

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od.  
Postschließfachnummer

Postkarte



Herrn

Schriftsteller

Walter Hammer



H a m b u r g 39

Bilserstr. 16 a

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk  
Postschließfachnummer

3. 50.

△ C 154 Din A 6

11. April 1952

Herrn  
Minister Dr. Wilhelm Nowack  
K o b l e n z

Lieber Kamerad Nowack! Verargen Sie es mir bitte nicht, dass ich heute mit herzlichen Festtagswünschen eine Bitte verknüpfe. Von Brandenburg aus hatte ich Verbindung anknüpfen können mit einer Schwester des zum Tode verurteilt gewesenen Medizinalrat Dr. Paul Kolf aus Koblenz, einer Arztes-Gattin aus Trier, an die ich aber leider immer noch nicht wieder heranzukommen wusste. Dr. Kolf gehörte zu den Wenigen, die begnadigt worden sind. Am 8.5.44 kam er von Brandenburg auf Transport nach Ulm, wo er im Strafgefängnis als Arzt fungieren sollte. Dort ist er denn noch gestorben. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie bei der Stadtverwaltung in Koblenz einiges über ihn für mich in Erfahrung bringen, nicht vielleicht auch neuerdings mit der Verwandtschaft in Verbindung bringen könnten. Bedenken Sie bitte, dass ich auf Totenehrung bedacht bin.

In alter gesinnungsfreundlicher Verbundenheit  
verbleibe ich mit herzlichen Grüßen

Ihr

# Rheinland-Pfalz

Ministerium für Finanzen  
und Wiederaufbau

Der Minister

Wlt/Korr 7  
ED-106-84-172  
Mainz, den 28. April 1952.

An

Herrn Walter H a m m e r  
Schriftsteller

H a m b u r g 39

~~Hornstrasse 5.~~  
Bilsenerstrasse 16 d.

Lieber Herr Hammer !

Vielen Dank für Ihr Schreiben und Ihre Wünsche vom 11.4.52.

Es hat mich gefreut, von Ihnen wieder einmal zu hören.

In der Zwischenzeit habe ich mich bemüht, Ihnen in der Angelegenheit Dr. Paul Kolf behilflich zu sein. Von befreundeter Seite aus Koblenz habe ich Mitteilung erhalten, dass der Bruder des Dr. Paul Kolf, Herr Josef Kolf, in Starnberg am See, Wilhelmshöhenstrasse, wohnhaft ist.

Ich hoffe, dass Ihnen mit dieser Anschrift gedient ist, da Sie wohl über die Adresse des Bruders die übrigen Verwandten feststellen können.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

*A. G. G. G.*

19. Mai 1952

*als amtliches  
abgegeben*

Herrn  
Josef Kolf  
Starnberg am See  
Wilhelmshöhenstraße

Sehr geehrter Herr Kolf! Ihre Adresse verdanke ich meinem alten Freunde Dr. Nowack, der jetzt in Mainz Finanzminister ist und den ich erst kürzlich in Bonn im Bundestag begrüßen konnte.

Verargen Sie es mir bitte nicht, daß ich an eine alte und doch vielleicht noch nicht vernarbte Wunde rühre. Wie Sie aus der Beilage ersehen können, lasse ich es mir angelegen sein, den Opfern der Hitler Tyrannie die ihnen gebührende Ehrung zu verschaffen, wobei ich mich besonders der Toten von Brandenburg angenommen habe.

Mir ist's bekannt, daß Ihr Bruder Dr. Paul Kolf zu den wenigen begnadigten Todeskandidaten gehört hat, daß er aber dann von Brandenburg aus nach Ulm geschickt wurde, um dort als Anstaltsarzt zu fungieren, daß es ihm aber nicht mehr vergönnt war, das Ende der Hitler Tyrannie mitzuerleben.

Unter den 600 großen Porträts, die in Brandenburg schon eingerahmt fürs Museum bereithingen, befand sich auch ein sehr gutes Bild Ihres Bruders. Die Vorlage dafür verdanke ich Ihrer Schwester, die, erinnere ich mich recht, Gattin eines Arztes in oder bei Trier geworden ist. Ihr Name begann mit "M". Stimmt es?

Ich hätte mich schon längst einmal an Ihre Schwester gewandt, wenn meine vielfachen Bemühungen um ihre Adresse von Erfolg gekrönt worden wären. Ich möchte nämlich Ihrem Bruder in meinem großen Brandenburgbuch gerecht werden und hätte deshalb Ihre Schwester bitten wollen, mich doch neuerdings recht gründlich zu orientieren. Es sollte mich freuen, wenn Sie das jetzt an ihrer Statt tun wollten. Sonst aber haben Sie vielleicht die Freundlichkeit, mich mit Ihrer Schwester wieder in Verbindung zu bringen.

Zwar komme ich in den nächsten Wochen mit meinem Brandenburgbuch nicht weiter, weil ich zunächst nach Berlin fliegen muß, wo der Magistrat mich beauftragt hat, noch in diesem Sommer ein Buch über Plötzensee erscheinen zu lassen. Doch muß ich darauf bedacht sein, auch mit meinem Brandenburgwerk weiterzukommen. So würden Sie mich also durch eine recht baldige Antwort zu besonderem Dank verpflichten.

Mit hochachtungsvollem Gruß  
Ihr ergebener

ED-106-84 - 174

OETTING, Heinrich

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

